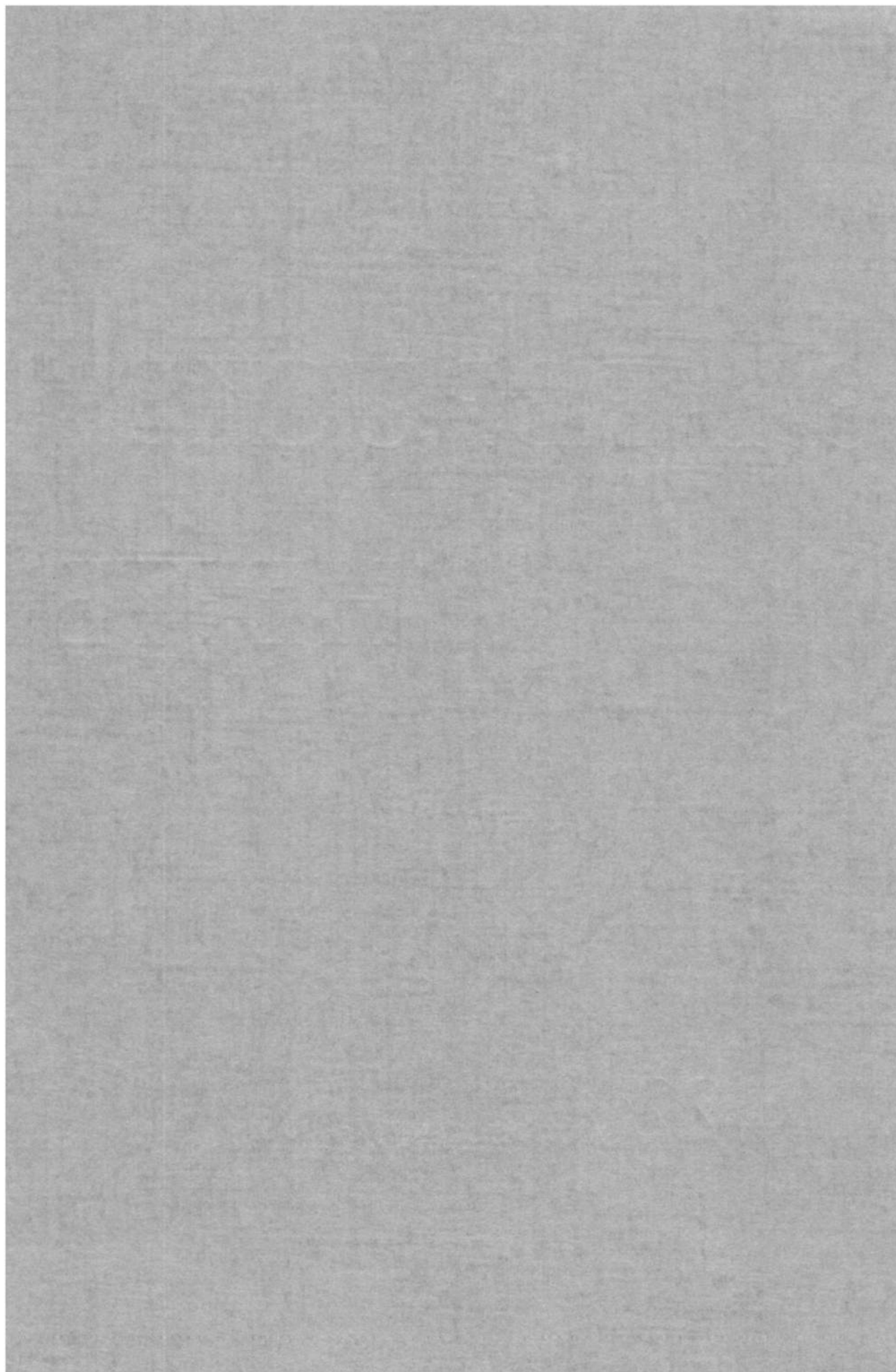


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT **22** SAARBRÜCKEN 1965



SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 22 1965



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

*Die Herausgabe
der vorliegenden Nummer
ist wesentlich gefördert worden
durch eine finanzielle Zuwendung der
Sparkasse der Stadt
Saarbrücken*

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Stellvertreter: Friedrich Margardt, Saarbrücken / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,- DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 2 82 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 20 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

INHALTSVERZEICHNIS

7	ERICH NOLTE 1265 – 1965 700 Jahre St. Johann
31	CARL BÜCH Die Krug- und Kannenbäcker von Krughütte
43	WILHELM KEILING Der rettende Weg – in memoriam 1945
49	RENÉ SPRINGER Die medizinischen Hochschulkurse 1946 im Landeskrankenhaus Homburg (Saar), Keimzelle der Universität des Saarlandes
67	RUDOLF SAAM 10 Jahre Staatliches Abendgymnasium Saarbrücken
73	ROBERT HAHN Saarbrücker Konzertchronik, 2. Halbjahr 1964 – 1. Halbjahr 1965
81	W. H. RECKTENWALD dreb. Ein Gedenkblatt für Dr. Erich Bourfeind
87	WALTER SCHMEER Professor Fritz Grewenig

Johannes der Täufer
Namenspatron von St. Johann



ERICH NOLTE

1265 — 1965 700 JAHRE ST. JOHANN

St. Johann, seit 1909 Stadtteil der Großstadt Saarbrücken, stand bisher in stadtgeschichtlichen Arbeiten stets ein wenig im Schatten von Alt-Saarbrücken. Es sei darum die bisher nicht beachtete 700jährige Wiederkehr der urkundlichen Ersterwähnung von St. Johann zum Anlaß genommen, mit der Veröffentlichung der folgenden Untersuchungen neue Schlaglichter auf die Geschichte dieses Stadtteiles und zugleich auf die Entwicklungsgeschichte der ganzen Stadt zu werfen.

Die Schriftleitung

A) DIE URKUNDLICHE ERSTERWÄHNUNG VON ST. JOHANN 1265

Den mit der Geschichte seiner Heimatstadt vertrauten Leser wird es vielleicht in Erstaunen setzen, daß wir das Jahr 1265 als das der urkundlichen Ersterwähnung von St. Johann bezeichnen, obwohl doch alle stadtgeschichtlichen Arbeiten das Jahr 1267 angeben. Von Ruppertsberg angefangen über Jungk, Kloevekorn und Zimmermann, um nur die markantesten Vertreter der Lokalhiste zu nennen, bis zu den noch im Jahre 1965 erschienenen Schriften, findet sich übereinstimmend die Jahreszahl 1267. Erstmal Hanns Klein hat in der in diesem Jahr erschienenen 2. Auflage des Handbuches der Historischen Stätten Deutschlands (Band V Rheinland-Pfalz und Saarland) S. 319 das richtige Jahr 1265 angegeben.

Die Original-Urkunde vom September 1265, durch die St. Johann erstmals in das Licht der Geschichte tritt, ist nicht mehr erhalten. Überliefert war sie in einer Abschrift im Kopialbuch Nr. 2 des Klosters Wörschweiler, das von dem Prior Gerhard aus Treisa angelegt und am 2. Juli 1420 fertiggestellt worden war¹⁾. Unsere Urkunde war darin in ihrem lateinischen Urtext und in einer deutschen Abschrift verzeichnet. Dieses Kopialbuch befand sich zuletzt im Staatsarchiv Speyer, ist aber dort im letzten Krieg verloren gegangen. Es ist daher leider nicht möglich, wenigstens ein Faksimile dieser Urkunden-Abschrift mit der Ersterwähnung von St. Johann zu bringen.

Durch den Verlust des erwähnten Kopialbuches kennen wir den genauen Wortlaut der Urkunde nicht. Zum Glück hat Andreas Neubauer in seinen „Regesten des Klosters Wörschweiler“²⁾ den Inhalt in Kurzform überliefert. Die Urkunde, die eine Schenkung von Gütern an die Blies an das Kloster verbrieft, betrifft unser St. Johann nur insofern, als darin ein gewisser

Folmar, Ritter von St. Johann, als Zeuge auftritt. Sie sei daher wenigstens in dem Neubauerschen Regest als Beleg für die Ersterwähnung St. Johanns wiedergegeben:

Symon und Lodewig, Gebrüder von Hywilre, übertragen die Güter genannt Bouhoiltz, welche die Gebrüder Ebirwin, Gerung und Folmar gen. von Wilrebach von ihnen als Erblehen hatten, an Abt und Konvent zu Werneswilre als Almosen, jedoch unter Vorbehalt der von ihnen bis jetzt genossenen Zinsen, welche das Kloster auch in Zukunft zahlen soll.

1265 mense Septembri. — Zeugen: Johannes Selzerede, Folmar, Ritter von St. Johann, Johannes Keise, Stephan von Vechingen, Wilhelm von St. Ingelbert, Bertolf von Hasele. — Siegler: Cuno, Erzpriester zu St. Ingbert.

Neubauer merkt dazu an, in der deutschen Übersetzung des Kopialbuches heiße es „Folmar, Ritter von Castel“. Natürlich ist die Namensschreibung im lateinischen Urtext maßgebend. Aber es ist möglich und wahrscheinlich, daß es sich bei unserem Folmar tatsächlich um ein Mitglied des Casteller Dienstmannengeschlechtes (nicht zu verwechseln mit dem Grafengeschlecht von Castel, in dem auch Folmare vorkommen) handelt. Wir wissen aus jener Zeit, als die Familiennamen noch nicht feststehend waren, daß man den einzelnen nach seinem Wohnsitz unterschied und daher damals selbst Brüder verschiedene Familiennamen hatten. Der Folmar, der in der Urkunde von 1265 Ritter von St. Johann genannt wird, war, darüber ist man sich einig, Dienstmann des Saarbrücker Grafen, der ihm seinen Hof in St. Johann als Burglehen überlassen hatte³⁾. Dieser Folmar von St. Johann kommt nochmals im Jahre 1267 vor, welche Urkunde man bisher irrtümlich als die erste Erwähnung von St. Johann bezeichnete.

Anmerkungen:

- 1) Andreas Neubauer, Regesten des Klosters Werschweiler (Speyer 1921), S. 2–3.
- 2) Andreas Neubauer a. a. O. S. 161, Regest Nr. 247. A. H. Jungk, Regesten zur Geschichte der ehem. Nassau-Saarbr. Lande, Nr. 471, erwähnt die Urkunde ebenfalls, doch bringt er lediglich die Namen der Zeugen.
- 3) Über den gräflichen Hof in St. Johann vergl. auch den folgenden Abschnitt „St. Johann und die Villa Sarbrucca“.



Die St. Johanner Rose, Wiedergabe in natürlicher Größe nach dem Stempelpapier des St. Johanner Stadtgerichts aus dem 18. Jahrhundert (Original im Stadtarchiv Saarbrücken).

St. Johann führt die fünfblättrige Rose in seinem Wappen mit goldenem Samen und grünen Kelchblättern. Erstmals erscheint die Rose in dem vom Grafen Johann III. im Jahre 1462 den Schöffen von Saarbrücken und St. Johann verliehenen Siegel: Im geteilten Wappenschild oben der Saarbrücker Löwe mit den Kreuzen, unten die St. Johanner Rose.

B) ST. JOHANN UND DIE „VILLA SARABRUCKA“

Den Festsaal des Saarbrücker Rathauses schmückt ein monumentales Wandgemälde, das auf der linken Hälfte die Verleihung des Freiheitsbriefes an die Städte Saarbrücken und St. Johann durch den Grafen Johann I. von Saarbrücken-Commercy im Jahre 1321 und auf der rechten Seite die Einweihung der Johanniskapelle durch einen Bischof darstellt ¹⁾.

Wir wollen uns im Rahmen dieses Aufsatzes mit dem Teil dieser Historienmalerei beschäftigen, der die Feierlichkeiten für die Johannes dem Täufer geweihte Kapelle veranschaulicht. In der Mitte erkennen wir den Bischof mit Mitra und Krummstab, der segnend die Hand erhebt; vor ihm kniet ein Geistlicher, in seinen Händen das Modell der Johanniskapelle tragend. Dahinter steht ein anderer Geistlicher mit erhobenem Kreuz und ein dritter hält ein Banner mit einem Christusbild. Den Bischof umgibt eine Gruppe weiterer geistlicher Herren, singend und Kerzen in den Händen haltend; ein Chorknabe schwenkt ein Weihrauchfaß.

Diesem Bild liegt die sagenhafte Überlieferung ²⁾ zu Grunde, der Metzzer Bischof Arnulf, der von 611–629 n. Chr. auf dem Stuhl des Hochstifts Metz saß, habe sich als Einsiedler in die sog. Heidenkapelle auf dem Halberg zurückgezogen und von dort aus in einem nahe gelegenen Fischerdorf an der rechten Saarseite eine Johannes dem Täufer geweihte Kapelle gegründet, von der dann dieser Ort den Namen St. Johann annahm. Nun hat allerdings schon Ruppertsberg ³⁾ nachgewiesen, daß hier offenbar die beiden Metzzer Bischöfe Arnual (Arnualdus) und Arnulf miteinander verwechselt worden sind. Letzterer hat mit unserer Gegend nicht das geringste zu tun. Wenn also die Legende einen historischen Kern hat, dann kann sie sich nur auf den Bischof Arnual (gestorben vor dem Jahre 608, nachdem er 8 Jahre und 1 Monat die Bischofswürde bekleidet hatte) beziehen, von dem berichtet wird, er sei in einer Kirche an der Saar begraben, die seinen Namen trage (= St. Arnual) ⁴⁾.

Außer dieser legendären Kunde haben wir keinerlei Nachricht darüber, wann und von wem die Johanniskapelle gegründet wurde. Urkundlich wird die Kapelle erstmals in einer Papsturkunde vom Jahre 1325 ⁵⁾ erwähnt, doch muß sie wesentlich älter sein.

Es erhebt sich nun die Frage, ob zur Zeit des Bischofs Arnual, also um 600 n. Chr., an der Stelle unseres heutigen St. Johann schon eine Siedlung bestanden hat. Wenn wir uns die siedlungsmäßige Lage betrachten, so erkennen wir, daß der alte Stadtkern von St. Johann auf der westlichen Spitze eines trockenen und hochwasserfreien Terrassenstreifens liegt. Es ist der höchste Punkt der sog. Niederterrasse zwischen der Saar und dem tieferliegenden Bruch. Man könnte sich vorstellen, daß der Mensch schon in früher Zeit diese günstigen natürlichen Gegebenheiten nutzte. Das umliegende Gelände bot genügend Acker- und Weideland und unmittelbar dabei war die fischreiche Saar. Dazu war die erhöhte Lage „ein Schutz vor dem normalen Jahreshochwasser und, wie auf einer Insel, umgeben vom Bruchwiesen-sumpf und Saar, vor Feinden zugleich“. Eine Ansiedlung an dieser Stelle bot also dem Menschen sowohl eine Agrar- als auch Schutzlage ⁶⁾.

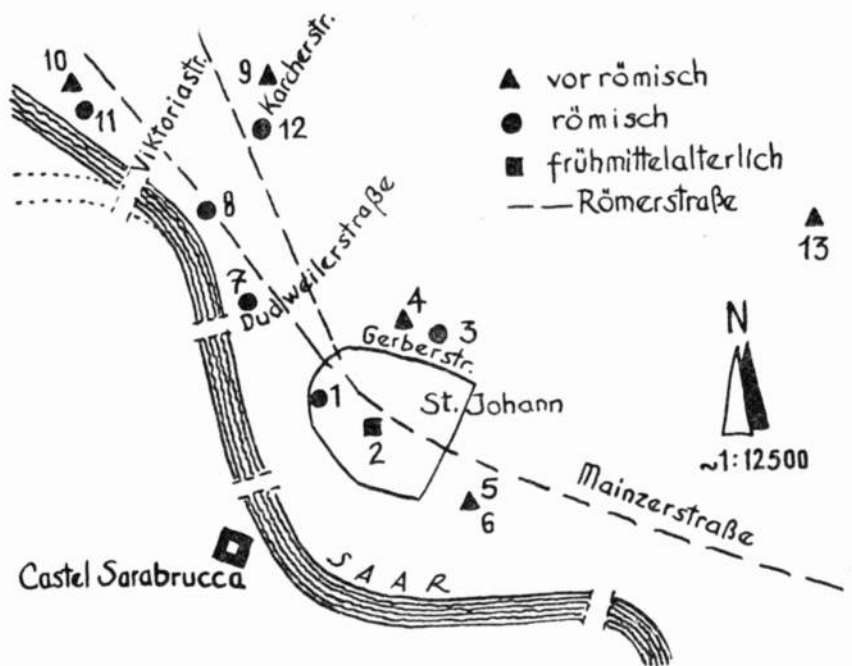
Betrachten wir nach diesen Vorbemerkungen eine archäologische Kartenskizze des St. Johanner Raumes. Diese verzeichnet, wenn man das Gebäude am Halberg ausklammert, zwölf Fundstellen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Setzt man sie in Beziehung zum alten St. Johanner Mauerring, so erkennt man, daß fünf davon (Nr. 3–7 der Skizze) nur 15–160 m, und vier

(Nr. 8–11) etwa 375–650 m davon entfernt sind. Der alte Stadtkern erscheint danach, wenn man von dem römischen Münzfund (Nr. 1) und Fund Nr. 2 aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. absieht, vollständig fundleer. Letzteres muß umso mehr verwundern, als dies die höchste Erhebung der Niederterrasse war, also die siedlungsmäßig gesehen vorteilhafteste.

Nun wissen wir, daß in St. Johann, als es zu Beginn des 30jährigen Krieges ungefähr den höchsten Stand seiner damaligen Entwicklung erreicht hatte, innerhalb der Stadtmauern fast alle freien Plätze verbaut waren. Jeder Quadratmeter Boden war im Laufe der vorhergehenden Jahrhunderte schon mehrfach durchwühlt worden. Kann man daraus nicht zwanglos den Schluß ziehen, daß etwa vorhandene Spuren aus früherer Zeit entweder restlos zerstört wurden oder aber, wenn noch vorhanden, unter den alten Häusern verborgen sind? Es wäre dies der einzige plausible Grund dafür, daß die Fundkarte für den St. Johanner Stadtkern ein negatives Bild zeigt. Daß tatsächlich unter dem Boden noch Geheimnisse schlummern können, beweist die glückliche Entdeckung vom Jahre 1927, die bei Kanalisationsarbeiten zwei Brunnen mit Keramikresten aus dem 9. Jahrhundert zutage brachte ⁷⁾.

Wir kommen nun wieder auf die durch die Legende von der Gründung der Johannis-Kapelle angeregte Frage zurück, ob um 600 n. Chr oder früher an dieser Stelle eine Wohnsiedlung bestanden haben kann. Im ausgehenden 4. Jahrhundert lag am Halberg, wo die strategisch wichtige Römerstraße von Metz nach Worms die Saar überschritt, ein bedeutender Vicus, eine Handwerker- und Händlersiedlung, deren Namen Kolling mit Vicus Saravus wahrscheinlich gemacht hat ⁸⁾. Einzelne Gehöfte im St. Johanner Raum aus dieser Periode kennen wir nach den Bodenfunden in der Nähe des Hafengeländes bei der Kohlwaage (villa rustica von bedeutendem Umfang) ⁹⁾ und zu vermuten beim Uniontheater an der Dudweilerstraße (bei Fundamentierungsarbeiten im Jahre 1921 wurden Trümmerreste festgestellt) ¹⁰⁾. Verwunderlich erscheint nun, daß der gesamte Raum zwischen Dudweilerstraße und Halberg (ein Areal von 2 km Länge und von 1 km und mehr Breite) von den Römern nicht für landwirtschaftliche Zwecke genutzt worden sein sollte. Wir müssen hier auf unsere obigen Beobachtungen zurückkommen, daß Siedlungsspuren früherer Zeiten zwar in der Nähe des mittelalterlichen Mauerrings festgestellt wurden, nicht aber innerhalb des alten Stadtkerns von St. Johann. Mit einer einzigen Ausnahme allerdings: Eine römische Münze (Nr. 1 der Kartenskizze) wurde beim Bau des neuen Bruch'schen Brauhauses in der Fröschengasse (also innerhalb der Stadtmauer) gefunden ¹¹⁾.

Ich möchte daher die Frage zur Diskussion stellen, ob nicht die Nähe des Vicus am Halberg die Existenz eines großen Gutshofes im Bereich von Alt-St. Johann wahrscheinlich macht, der sowohl der Versorgung der Bewohner am Halberg als auch des bedeutenden Militär- und Handelsverkehrs diene. Könnten wir es vielleicht sogar wegen der Nähe der wichtigen Militär- und Nachschubstraße Metz–Worms mit einer Staatsdomäne zu tun haben? Die Spatenforschung konnte uns bisher noch kein Material zur Klärung dieses Problems liefern. Wir wollen aber sehen, ob nicht aus den wenigen später überlieferten fragmentarischen Nachrichten und etwaigen Funden Rückschlüsse möglich sind.



Karte der vor- und frühgeschichtlichen Funde im Raum des späteren St. Johann mit Eintragung heutiger Straßennamen

Die Numerierung erfolgte nicht in ihrer zeitlichen Stellung, sondern in bezug auf ihre Entfernung von dem mittelalterlichen Ortskern.

Innerhalb des alten Stadtkerns von St. Johann

1. Römische Silbermünze (Denar für Herrenia Etruscilla Aug., 249/51 nach Chr. Gefunden 1846 bei der Fundamentierung des Bruch'schen Brauhauses in der Fröschengasse, 10 Fuß tief unter dem Baugrund, von darauf gefloßtem Saarkies bedeckt (Schröter a. a. O. III, 65).
2. 1927 wurden auf dem Marktplatz zwei 60 m voneinander entfernte aus ausgehöhlten Eichenstämmen hergestellte Brunnenröhren entdeckt. Die Röhren gingen bis zum Felsenboden, der 3,15 m unter der heutigen Straßenoberfläche liegt. Aus den zahlreichen darin liegenden Scherben konnten ein Becher und zwei Töpfe mit Ösenhenkeln und Tüllenausguß wiederhergestellt werden (Ber. des Konservators III, 86). Sie sind in das Ende des 9. Jahrhunderts zu datieren (Kolling, Saarbrücker Hefte Nr. 17 (1963) S. 34).

Außerhalb des St. Johanner Mauerberings

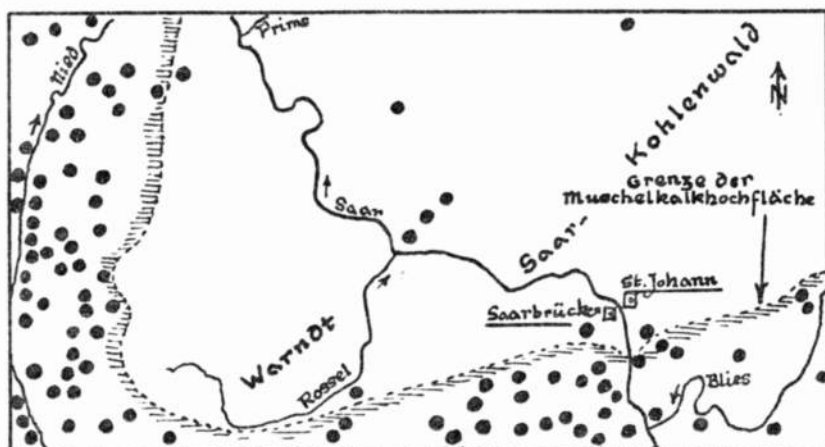
3. (Ca. 15 m von der Stadtmauer entfernt) Römische Münze für Constantin II (320/324 n. Chr.), gefunden um 1850 in der Gerberstraße zwischen dem Kath. Schulhaus und dem Schmied Hupert'schen Hause. (Schröter II, 173/4, Kienast, Die Fundmünzen der Römerzeit III, 1086 Nr. 20).
4. (Ca. 30 m.) Auf dem Grundstück an der Gerberstraße Flur I Nr. 1467/25 ein glatter geschlossener Bronzearmring. (Zimmermann, Kunstdenkmäler S. 48).
5. (Ca. 60 m.) Im Garten des Gasthauses „Zum Hirsch“ (heute „Theaterklaus“, Mainzer Straße Nr. 1) zwischen Mainzer Straße und Bismarckstraße wurde 1846 eine 13 cm lange Lanzenspitze und ein 11 cm langes Messer aus Feuerstein gefunden (Schröter I, 108). Nach Zimmermann, Kunstdenkm. S. 47 dem Jungpaläolithikum zuzuschreiben.
6. (Ca. 60 m.) An der gleichen Stelle wurden insgesamt elf Hals- und Armringe aus Bronze gefunden (Schröter I, 109), die Zimmermann a. a. O. S. 48 der Hallstattzeit zurechnet.
7. (Ca. 160 m.) Römische Gebäudetrümmer bei Fundamentierungsarbeiten am Uniontheater an der Dudweilerstraße (Zimmermann a. a. O. S. 53).
8. (Ca. 375 m.) Römische Münze von Constantinus I (302 n. Chr.), gefunden um 1861 beim Graben der Fundamente zum Heckel'schen Hause in der Bahnhofstraße diesseits des Sulzbachs (Schröter a. a. O. IV, 80, Kienast a. a. O. 1086 Nr. 14).
9. (Ca. 450 m.) Zwei geschlossene massive Bronzeringe bei Erdarbeiten für das Haus Stegmann, Karcherstraße 11 (Zimmermann a. a. O. S. 48).
10. (Ca. 650 m.) Zwischen dem Gebäude der Knappschaft und dem Hafengelände (früher Grundstück Schmidtborn Flur 35 Nr. 872/32) die Hälfte eines Steinbeils aus Grünstein unter römischen Trümmern (Zimmermann a. a. O. S. 47).
11. An der gleichen Stelle an der sog. Kohlwaage wurden 1844 eine villa rustica von bedeutenden Abmessungen entdeckt. Davon kamen zahlreiche Fundstücke in die Sammlung des Hist. Vereins, darunter die Bronzestatue des Gottes Merkur, ein Stempel mit dem Zeichen Q. VAL. SABE und der Fuß eines Sigillata-Napfes mit dem Stempel PETRULLUS F. An Münzen wurden erhoben: ein Trajan (98/102), ein Antonius Pius 158/159, ein Postumus 259/268, ein Constantin I 335/337 und ein Constant 340/46 (Schröter a. a. O. I, 109–114).
12. Auf dem Weg nach dem Rotenhof (genaue Lage unbestimmt). Zwei römische Münzen: 1 Trajan 98/102, 1 Valentinian I 364/375 n. Chr. (Kienast a. a. O. 1986 Nr. 2 und 21).
13. Ein schwarzes grün gesprenkeltes Steinbeil auf den Bruchwiesen auf einer Schuttkippe, vermutlich aus dem Stadtbereich von St. Johann stammend (Konservatorbericht XI. S. 228).

Im Germanensturm zu Anfang des 5. Jahrhunderts ging der Vicus am Halberg unter, und die villae rusticae der Umgebung wurden mehr oder weniger stark in Mitleidenschaft gezogen. Diese ersten Germanenstämme haben aber unseren Raum nicht besiedelt. Es wird aber angenommen, daß gallo- romanische Bevölkerungsteile, die nicht geflohen waren, an Ort und Stelle verblieben. Anderwärts ist das Weiterbestehen solcher Bevölkerungsteile sicher festgestellt ¹²⁾ und man kann vermuten, daß dies auch bei uns teilweise der Fall war. Diese werden die nicht restlos zerstörten Gebäude wieder in Besitz genommen haben.

Die Landnahme an der mittleren Saar durch die Franken nimmt man nach der Mitte des 5. Jahrhunderts an. Ob vorher schon die Alemannen versucht haben, unser Gebiet zu besiedeln, ist strittig. Die Ortsnamenforschung weist die germanischen Orte in unserem Raum ausschließlich der fränkischen Landnahme zu. Von Norden herkommende fränkische Stämme stießen von der Eifel über die Obermosel und Lothringen an die mittlere Saar vor. Ihr Weg wird vor allem durch die -ingen-Orte gekennzeichnet ¹³⁾.

Wir sehen uns nun den Kartenausschnitt unseres engeren Raumes mit Saarbrücken-St. Johann im Mittelpunkt an, auf dem nur wenige Orte der fränkischen Landnahme eingezeichnet sind. Wir erkennen daraus, daß die -ingen-Orte einen großen Bogen westlich und südlich um das spätere Saarbrücken und St. Johann schlagen. Frei von fränkischer Neubesiedlung sind zunächst die großen Waldgebiete rechts und links der Saar (Warndt, Saarkohlenwald usw.) geblieben, aber auch die weite fruchtbare Talweite um Saarbrücken und St. Johann. Das ist vor allem im Hinblick auf das spätere St. Johann, dessen Lage auf der Saar-Niederterrasse als Agrar- und Schutzlage wir als besonders günstig angesehen hatten, überraschend. Suchen wir daher nach etwaigen Gründen.

In der lokalgeschichtlichen Forschung über unseren Raum wird neuerdings als sicher angenommen, daß die St. Johanner und Saarbrücker Talweite zu einem vom Scheiderbach bis zum Köllertal und darüber hinaus reichenden



● -ingen-Orte

Die fränkische Landnahme zwischen mittlerer Saar und Nied.

Wir erkennen, wie die -ingen-Orte von Norden kommend in unseren Raum vorstoßen, die großen Waldgebiete Warndt und Saarkohlenwald umgehen, aber auch die weite Talaue von St. Johann und Saarbrücken freilassen.

Königsgut gehörte ¹⁴). Wir wissen, daß die meisten Krongüter im Rheinland in die Zeit der fränkischen Landnahme zurückgehen, wenn sich urkundliche Belege dafür auch nur in den seltensten Fällen erbringen lassen. Andererseits hat man auch festgestellt, daß sie vielfach ehemals römisches Staatseigentum waren, das die fränkischen Könige auf Grund des Eroberungsrechts übernahmen ¹⁵). Daß dies in unserem Fall wahrscheinlich auch so ist, möchte ich wie folgt begründen: Es ist bekannt, daß die eindringenden fränkischen Bauernsippen meistens die Plätze mit früheren römischen Ansiedlungen gemieden haben ¹⁶). Deshalb ist sowohl der Raum um den Halberg mit den beträchtlichen römischen Ruinen als auch der des späteren St. Johann frei geblieben. Bei letzterem wäre sogar anzunehmen, daß überlebende Gallo-Romanen in dem von uns angenommenen größeren Gutshof ansässig waren. Dies wäre nichts Außergewöhnliches, denn zum mindesten im Gebiet der Mosel und unteren Saar dauerten ausweislich der Ortsnamen die Ortschaften samt ihren Bewohnern in größerer Zahl fort ¹⁷). Diese durch die fränkischen Bauernkrieger nicht in Besitz genommenen Räume fielen dadurch ebenso wie die Wälder automatisch an die fränkischen Könige.

Randteile dieses zusammenhängenden Reichsgutes sind schon sehr früh urkundlich zu fassen. So Bischmisheim 496 n. Chr. ¹⁸), Merkingen (= St. Arnual) um 600 ¹⁹), Völklingen 822 ²⁰). Madalstatt (das heutige Malstatt) kommt zwar erst 960 erstmalig urkundlich vor, doch weist die Namensform in die älteste fränkische Zeit. Der Name bedeutet Gerichtsstätte ²¹) und es könnte sein, daß hier im Mittelpunkt des Reichsgutes ein Gaugraf seinen Sitz hatte ²²).

Ein weiterer Teil dieses Königsguts wird in der Urkunde von 1046 ²³), die im Original nicht mehr erhalten ist, erwähnt, nach der König Heinrich III. dem Hochstift Metz die Villa Sarabrucka schenkt ²³). Die frühere Forschung (Köllner, Ruppertsberg, Jungk und danach andere) verlegte diesen Königshof an den Halberg bei der alten Römerbrücke. Sie schloß dies aus dem Namen, der darauf hinweise, daß der Hof unmittelbar dabei gelegen haben müsse. Inzwischen ist der Name Villa Sarabrucka für diese königliche Schenkung zweifelhaft geworden, weil die Bearbeiter der *Monumenta Germaniae Historica* diesen Namen als Interpolation in der sonst echten Urkunde feststellten ²³).

Aber die daraus gezogene Schlußfolgerung, eine Villa Sarabrucka habe nicht existiert, erscheint mir nicht gerechtfertigt. Nach dem überlieferten Text der Urkunde von 1046 schenkt König Heinrich III. dem hl. Stefan (Hochstift Metz) und dem hl. Arnual (Stift St. Arnual) ein Gut in dem Dorf St. Arnual. Diese Urkunde ist insofern verunechtet worden, als in späterer Zeit neben dem hl. Stefan noch der hl. Arnual als Beschenkter eingefügt wurde. Außerdem hat man zur näheren Kennzeichnung des Gutes den Namen Villa Sarabrucka dazugesetzt. Diese Tatsachen, die der früheren Lokalforschung nicht bekannt waren, sind unzweifelhaft. Aber daraus den Schluß zu ziehen, eine Villa Sarabrucka habe es nie gegeben, geht doch zu weit. Welchen Zweck sollte die Verfälschung der Königsurkunde haben, wenn eine Villa Sarabrucka nicht existent war? Ich folgere im Gegenteil daraus, daß es ein Gut dieses Namens gegeben hat, das als Eigentum des Stiftes St. Arnual und des Hochstiftes Metz zu irgendeiner Zeit von den Saarbrücker Grafen oder sonst wem angezweifelt worden sein mag. Um die Beweiskraft der Königsurkunde zu erhöhen, wurden vom Hochstift Metz oder dem Stift St. Arnual zunächst

einmal neben dem hl. Stefan auch der hl. Arnual eingefügt und dem vagen Begriff „ein Gut in St. Arnual“ der Name Villa Sarabruca beigesetzt.

Stören mag vielleicht die Formulierung, daß das königliche Gut in dem Dorf St. Arnual liegen solle, das doch immerhin schon vor mehr als vier Jahrhunderten dem Hochstift Metz geschenkt worden war. Nun sind die Lagebezeichnungen in den frühen Urkunden oft sehr wenig präzise, so daß man wohl sagen kann, es mag nicht der beschränkte Dorfbann, sondern der Pfarrsprengel von St. Arnual gemeint sein, in dem die Villa Sarabruca lag. So haben es auf alle Fälle Köllner, Jungk, Ruppersberg und die ihm folgenden angenommen, wenn sie auch der Meinung waren, dieser Königshof habe auf dem rechten Saarufer an der Römerbrücke am Halberg gelegen.

Widersprechen muß ich allerdings der Meinung, die Villa Sarabruca müsse man am Halberg bei der Römerbrücke suchen. Obwohl der Raum im Bereich des römischen Vicus und des Kastells verhältnismäßig gut durchforscht ist, sind nicht die geringsten Funde gemacht worden, die auf eine Besiedlung in der fränkischen oder karolingischen Zeit oder auch später hindeuten ^{23a}). Ich kann mir aber nicht denken, daß das königliche Gut so spurlos verschwand, noch viel weniger, daß es an einer so verkehrsgünstigen Stelle wie der Römerbrücke, die angeblich noch bis ins späte 13. Jahrhundert benutzt worden sein soll, eingehen konnte.

Wir müssen also den königlichen Hof, der den Namen Villa Sarabruca trug, an anderer Stelle suchen. Und so kommen wir zunächst einmal wieder auf das spätere St. Johann zurück. Wir zitieren in diesem Zusammenhang die Darlegungen von Ruppersberg zur Frühgeschichte unserer Stadt:

„Wann die Johanniskirche gebaut wurde, die an der Stelle der heutigen Kath. Pfarrkirche lag, wissen wir nicht; jedenfalls hat diese Kapelle erst dem Ort den Namen gegeben, der also vorher nur aus wenigen Häusern bestand. Das Patronat der Kapelle hat St. Arnual, das von den Bewohnern von St. Johann den großen und kleinen Zehnten nebst anderen Abgaben erhob.“

Wichtig ist an diesen Ausführungen die Feststellung, daß der Ort schon vor der Gründung der Johanniskapelle bestand, also einen anderen Namen führte.

Welches war aber der ursprüngliche Name der Siedlung, bevor er durch den Namen der Johanniskapelle verdrängt wurde? Wir haben oben gesehen, daß die Villa Sarabruca niemals am Halberg gestanden haben kann. Wo können wir sie aber suchen? Der Name, der von einer Saarbrücke herkommt, läßt uns keinen großen Spielraum. Und da fällt es eigentlich nicht schwer, an unser St. Johann zu denken, das unbestritten vorher einen anderen Namen trug. Ich wage daher zu behaupten, daß der Königshof Villa Sarabruca das spätere St. Johann ist. Die Gemarkung dieses Königshofes erstreckte sich unbestritten bis zum Halberg. Es lag nur etwa 2 km von der alten Römerbrücke entfernt, so daß der Name Villa Sarabruca sehr geeignet war, wie man auch früher unbedenklich angenommen hatte, daß die noch weiter gelegene Burg Sarabruca den Namen von der Brücke am Halberg erhielt. Während man aber die Gründung der Burg nicht früher als im 9. Jahrhundert annehmen kann, möchte ich den Königshof in die fränkische Landnahmezeit setzen, der zu dem großen Komplex des Königslandes zwischen Scheidterbach und Köllertal gehörte.

Da wir nun die Villa Sarabruca als das spätere St. Johann erkannt haben,

bliebe nur noch die zu Anfang unserer Studie aufgeworfene Frage zu beantworten, ob die von der Überlieferung behauptete Gründung der Johanniskapelle durch Bischof Arnual von Metz um 600 n. Chr. wahrscheinlich gemacht werden kann, was an und für sich zeitlich durchaus möglich wäre. Untersuchen wir zu diesem Zweck den Text der Urkunde von 1046. König Heinrich III. schenkt danach dem Dorfe St. Arnual ein Gut (das nachfolgende zitiere ich nach dem Regest von Jungk) „mit allem Zubehör, Hörigen, Hofstätten, Ländereien, bebauten und unbebauten Wiesen, Weiden, Wassern, Mühlen, Fischereien, Wäldern, Renten, Gefällen, Wegen und Stegen und allen Nutzungen“. Der Inhalt der Schenkung ist darin sehr detailliert aufgezählt, von einer Kapelle oder Kirche ist nicht die Rede, was aber, wenn eine solche bestanden hätte, als wesentlich ausdrücklich erwähnt worden wäre. Wir müssen daraus schlußfolgern, daß die Johanniskapelle erst nach 1046 von dem Stift St. Arnual gegründet worden ist. Wann ist ungewiß, aber sie hat bestimmt schon längere Zeit vor dem Jahre 1325 bestanden, in dem sie in einer Papsturkunde als „Kapelle des Täufers Johannes in St. Johann“ erwähnt wird ⁵⁾.

Wann ist aber der Name Villa Sarabrucka durch den Namen St. Johann verdrängt worden und warum? Wir sind natürlich hierbei auf Mutmaßungen angewiesen. Wenn ich eine Erklärung anbieten darf, so möchte ich folgendermaßen argumentieren: Ursprünglich bestand bei der im 9. Jahrhundert gegründeten Reichsburg Saarbrücken (999 erstmals als Castel Sarabrucka ²⁵⁾ erwähnt) keine bürgerliche Siedlung. Für den Bedarf der Burgbesatzung sorgten unfreie Handwerker, die wahrscheinlich in der Burg wohnten, für Nahrungsmittel der gegenüberliegende Königshof Villa Sarabrucka. Dies wurde mit der wachsenden Bedeutung der Burg anders. Viel später, wahrscheinlich unter den ersten Grafen von Saarbrücken im späten 11. Jahrhundert, siedelten sich vor der Burg Handwerker und Kaufleute an, aber auch Dienstmannen, so daß allmählich eine ansehnliche Siedlung entstand. Von Bedeutung hierfür war auch eine links der Saar verlaufende Trasse einer alten Straße, im Mittelalter als die „lampartische Straße“ bekannt, die von Geislautern und Wehrden über die Höhe der „Hunerscher“ und Aschbacher Kirche (heute Ziegelhof bei Gersweiler) nach Saarbrücken führte und hier mit einer Fähre die Saar nach St. Johann überschritt ²⁶⁾. Natürlich hatte diese Siedlung vor der Burg keinen besonderen Namen, sondern nannte sich nach der Burg Sarabrucka. Dies mag mit der wachsenden Bedeutung der Burgsiedlung zu Verwechslungen mit dem gegenüberliegenden Königshof gleichen Namens geführt haben, so daß man zur Unterscheidung die ebenfalls größer gewordene Siedlung am alten Königshof nach der Kapelle St. Johann nannte, wie wir es im Jahre 1265 zum ersten Male hören.

Das weitere Schicksal dieser königlichen Schenkung an das Hochstift Metz, von ihm an das ihm unterstehende Stift St. Arnual weitergegeben, ist nur schemenhaft zu erkennen. 1281 hören wir von dem sog. „Neuen Gut“ in St. Johann und St. Arnual, das die Ritter von Thedingen und Exweiler an den Grafen Simon IV. von Saarbrücken-Commercy als Eigentum gegen andere Güter vertauschen. Man hat dieses Neue Gut mit der Villa Sarabrucka der königlichen Schenkung von 1046, gleichgesetzt. Aber wie kamen dann diese Ritter in den eigentümlichen Besitz dieses Gutes? Möglicherweise bestand die Villa Sarabrucka einstmals aus mehreren Hofgütern (die 1927 am St. Johanner Markt entdeckten zwei Brunnen aus dem 9. Jahrhundert könnten

mindestens auf zwei Höfe hindeuten), von denen nur ein Hof an Metz geschenkt worden war. 1265 und 1267 ²⁹⁾ wird ein Ritter Folmar von St. Johann genannt, der wahrscheinlich als Dienstmann der Saarbrücker Grafen einen Hof in St. Johann als Burglehen hatte. Möglicherweise war der Hof ein Vogteigut des Stiftes St. Arnual, das der Graf als Schirmherr des Stiftes verleht hatte. Es ist anzunehmen, daß dies der gleiche Hof ist, der erstmals 1420 erwähnt wird und an Heinrich von Yweiler verliehen war. 1433 wird er als Hof in St. Johann bei der Kirchen bezeichnet, 1442–1473 als Haus und Hof neben der Kirchen bei dem großen Tor. Er wird noch 1572 erwähnt, als Friedrich von Neuss mit dem Hof neben der Kirche bei dem großen Turm belehnt wird. Unter anderem gehörten dazu die Kottenfelder und die Kellbachs Felder an der Straße nach dem Halberg ³⁰⁾.

Den großen und kleinen Zehnten von St. Johann bezog das Stift St. Arnual als Kirchenzehnten schon seit alten Zeiten. Daß das Stift aber auch Eigentum in St. Johann besaß, zweifellos auf die königliche Schenkung von 1046 zurückgehend, beweisen die Stiftsweistümer von 1417, 1418 und 1438. Auf dem Jahresding des Hofes St. Arnual waren 1418 zwei Schöffen von den „Nuwen Gütern von St. Johann“ dabei. Damals wurde gefragt, ob man zwei Schöffen von St. Arnual von dem „Nuwen Gut“ rufen soll. Die Schöffen haben darauf als Recht gewiesen, daß man rufen soll „die scheffen von dem Nuwen Gude und nit ruffen von Sant Johan noch anders, wo her sollen die scheffen sin, die desselben guds eyn teil inne hat“ ³¹⁾. Als weiteren Beweis, daß das Stift Grundbesitz in St. Johann hatte, führen Köllner und Ruppersberg an, bis 1453 ³²⁾ sei jedes Hausgesess zu St. Johann schuldig gewesen „2 Pfennig, die man nennt Rauchpfennig“ an das Stift St. Arnual zu zahlen. Wegen dieses „Rauchpfennigs“ war es 1438 zu einem Streit zwischen dem Stift St. Arnual und der Stadt St. Johann gekommen, weil sich die St. Johanner geweigert hatten, den Rauchpfennig weiter an das Stift zu entrichten. Durch Vermittlung der Gräfinwitwe Elisabeth und ihres Sohnes des Grafen Johann III. war zunächst ein Vergleich auf fünf Jahre geschlossen und im Jahre 1453 die Differenz endgültig geschlichtet. Unter dem Rauchpfennig versteht man eine Abgabe auf jedes bewohnte (= rauchende Haus), die man anderwärts Herdsteuer nannte. Die Erhebung einer Abgabe von jedem bewohnten Haus kann sowohl landesherrlicher als auch grundherrlicher Art sein. Als landesherrliche Abgabe erscheint sie im Freiheitsbrief für die Städte Saarbrücken und St. Johann von 1321 ³³⁾. Sie wird hier als Rante bezeichnet. Wir haben unter der Rante dieselbe Abgabe zu verstehen, die auf dem Lande Schafft genannt wird, und die als Abgabe auch in Metz und in lothringischen Städten erscheint ³⁴⁾. Diese landesherrliche Abgabe kann aber in den Streitigkeiten von 1438 und 1453 nicht gemeint sein, denn diese war ja auf Grund des Freiheitsbriefes an den Grafen als Landesherrn zu leisten. Folglich muß es sich bei dem Rauchpfennig von 1438 und 1453 um ein grundherrliches Recht des Stiftes St. Arnual handeln, das zwar erst im 15. Jahrhundert erwähnt wird, aber wesentlich älter ist. Karl Lamprecht ³⁵⁾ hat dargelegt, daß die Herdsteuer ein allgemeines Entgelt für den mit der Nutzung der Allmende verbundenen Aufenthalt in einer Dorfmark darstellt. Der Grundherr sah alles Eigen der markhörigen Bauern als in grundherrlichem Obereigentum stehend an und unterwarf es demgemäß der grundherrlichen Gerichtsbarkeit. Die Belegung jeder Haushaltung zu St. Johann mit dem Rauchpfennig ist daher als stärkster Beweis für die ehemals

umfassenden grundherrlichen Rechte des Stiftes zu St. Arnual anzusehen. Und dieses grundherrliche Eigentum des Stiftes in St. Johann kann nur auf die königliche Schenkung von 1046 zurückgeführt werden.

Es war im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, auf alle sich aus den aufgeworfenen Fragen ergebenden Probleme einzugehen oder sie endgültig zu lösen. Einzelheiten müßten durch Detailforschung noch näher überprüft und ergänzt werden. Aber als grundsätzliches Ergebnis meiner Arbeit möchte ich zusammenfassen:

1. Es ist unzweifelhaft, daß ein Königsgut Villa Sarabrucka tatsächlich existiert hat.
2. Die Villa Sarabrucka lag nicht am Halberg bei der früheren Römerbrücke, sondern ist an anderer Stelle zu suchen.
3. Das Dorf St. Johann hatte vor der Gründung der Johanneskapelle einen anderen Namen. Alle Umstände machen es wahrscheinlich, daß der ursprüngliche Name Villa Sarabrucka war.
4. Diese Villa Sarabrucka kann aus einer villa rustica der Römerzeit hervorgegangen sein, die als herrenloses Gut an die fränkischen Könige fiel.

Anmerkungen:

- 1) Dieses Wandgemälde wurde von dem Berliner Maler Wilh. A. Wrage im Jahre 1903 gefertigt. Vgl. W. Lichnock, Führer durch die Saarstädte St. Johann-Saarbrücken etc. 3. Auflage (Saarbrücken 1908) S. 28.
- 2) Die Legende läßt sich nach meinen Feststellungen erstmalig schriftlich fassen bei F. Köllner, Etwas zum Zeitvertreib der Winterabende (1800–1803), S. 412. Leider gibt er nicht an, ob seine Notizen auf mündlichen Überlieferungen oder auf schriftlichen Quellen beruhen. Vgl. dazu auch K. Lohmeyer, Die Sagen der Saar von ihren Quellen bis zur Mündung (Minerva-Verlag Saarbrücken 1964, 2. Auflage) S. 79 und S. 460 Anm. 85.
- 3) A. Ruppertsberg, Geschichte der Grafschaft Saarbrücken I (2. Aufl. 1908) S. 53 und III (Saarbrücken 1903) S. 6.
- 4) Jungk, Regesten zur Geschichte der ehem. Nassau-saarbrückischen Lande (Mitt. des Hist. Vereins f. d. Saargegend 13 und 14) Nr. 4.
- 5) Jungk, Regesten, Nr. 1121.
- 6) H. Ried, Siedlungs- u. Funktionsentwicklung der Stadt Saarbrücken (Annales Universitatis Saraviensis, Vol. VII Fasc. 1/2, Saarbrücken 1958), S. 28.
- 7) Bericht des Konservators der gesch. Denkmäler des Saarlandes III (1929), S. 86; A. Kolling, Saarbrücker Hefte Nr. 17 (1963) S. 34.
- 8) A. Kolling, in „Saarheimat“, 9. Jg. (1965), Heft 7/8.
- 9) Schröter, a. a. O., I, S. 109 ff.
- 10) C. Klein, in: Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken (Düsseldorf 1932), S. 53.
- 11) Schröter a. a. O. III (1859), S. 65. Nach Kienast, Die Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland, Abt. III Saarland, S. 138 Nr. 10 handelte es sich um einen Denar für Etruscilla (249/251 n. Chr.). Die Angabe, die Fundstelle sei das jetzige Bruch'sche Brauhaus in der Scheidter Straße, ist falsch. 1857 befand sich das Bruch'sche Brauhaus an der Fröschengasse innerhalb der Stadtmauer (vgl. Planskizze der ehem. Brauerei Bruch von 1882 in Kloevekorn-Neufang, Die Geschichte des Brauwesens im Saarland, Mitt. des Hist. Vereins. Neue Folge I (1953) S. 76).
- 12) E. Christmann, Die Siedlungsnamen der Pfalz III (1958), S. 17.
- 13) E. Christmann a. a. O., S. 27; Heinz Engels, Die Ortsnamen an Mosel, Sauer und Saar und ihre Bedeutung für eine Besiedlungsgeschichte (1961), S. 152.
- 14) H. W. Herrmann in Saarbrücker Hefte Nr. 9 (1959) S. 8; H. Klein, Abschnitt „Saarbrücken“ in Hist. Stätten Deutschlands, Band Rheinland-Pfalz Saarland (2. Aufl. 1965), S. 317.
- 15) F.-J. Heyen, Reichsgut im Rheinland (Die Geschichte des königlichen Fiskus in Boppard), 1956, S. 27 u. 36.
- 16) E. Christmann a. a. O. S. 19 erwähnt als besonders markantes Beispiel Speyer (Civitas Nemeturum). Die germanischen Bauern setzten sich nicht in die Trümmer der römischen Stadt, sondern bauten außerhalb derselben am Speierbach ihre Wohnstätten, um ihre Felder zu bebauen.
- 17) E. Christmann a. a. O. S. 17.
- 18) Jungk, Regesten Nr. 1 in dem allerdings als unecht festgestellten Testament des Bischofs Remigius von Reims.
- 19) Jungk, Regesten Nr. 4.

- 20) Jungk, Regesten Nr. 11.
- 21) Bauer, Die Flurnamen der Stadt Saarbrücken (1957) S. 63.
- 22) Ruppertsberg, Gesch. d. Grafsch. Saarbrücken III (1903), S. 757.
- 23) Jungk, Regesten Nr. 38; lat. Text der Urkunde in Monumenta Germaniae Historica. Diplomata Henrici III Nr. 154.
- 23a) H. W. Herrmann, Zum Stande der Erforschung des Bistums Metz (Rhein. Viertelj. Bl. Jg. 28 (1963) S. 147), der darauf hinweist, daß der römische Vicus am Halberg das ganze Mittelalter hindurch unbesiedelt blieb.
- 24) Ruppertsberg a. a. O. III, S. 7.
- 25) Jungk, Regesten Nr. 35.
- 26) K. Schwingel, Die Bedeutung der Straße Metz–Mainz in: Festschrift für F. Steinbach (1960), S. 569; H. Diehl, Die Saarbrückische Gelaisstraße (Saarheimat 1960 Nr. 8/9, S. 43).
- 27) Jungk, Regesten Nr. 471.
- 28) Jungk, Regesten Nr. 600 u. 601.
- 29) Regesten Nr. 484.
- 30) A. Köllner, Geschichte der Städte Saarbrücken u. St. Johann II (1865), S. 330.
- 31) A. Köllner a. a. O. II, S. 330.
- 32) A. Ruppertsberg, St. Arnual (1930) S. 14.
- 33) „Alle die in dieser vriheide sind vnd wanen solent die hus rochenth oder werdent rochende solent gelden vns vnd allen graven von Sarbrücken alle jar vire schillinge penninge, zwene schillinge zu sente Rimeies vnd zwene des mandages nach den osterdagen zv ranten“ Ruppertsberg III a. a. O. S. 444.
- 34) Gerhard, Steuerwesen in der Grafschaft Saarbrücken S. 15 f.
- 35) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I, 794.

C) VOM BAUWESEN ZU ST. JOHANN
IN DER ZEIT VOR STENGEL (1737–1740)

I. Bauplatzmangel und Grundstückspreise

Die starken Einbußen, die St. Johann durch die verheerenden Kriege des 17. Jahrhunderts in seiner Bevölkerungszahl und auch an seinem baulichen Bestand erlitten hatte, waren nach Ablauf des ersten Drittels des 18. Jhd. einigermaßen wieder ausgeglichen worden. Die Häuser sind zum großen Teil wieder aufgebaut und Bevölkerung ist durch Zuzug von überall her stark angewachsen. Es machte sich sogar ein fühlbarer Bauplatzmangel bemerkbar.

Aufschlußreiche Schlaglichter aus dieser Zeit — es ist kurz bevor Fürst Wilhelm Heinrich die Regierung in Saarbrücken übernahm und seinen talentierten Baumeister F. J. Stengel mitbrachte — vermittelt uns ein altes Aktenstück ¹⁾ mit Schriftstücken aus den Jahren 1737 und folgenden. Wir erfahren daraus bisher unbekannte Einzelheiten über das Bauwesen im alten St. Johann.

Wie es damals mit den Baumöglichkeiten aussah, erzählt uns ein Gesuch, das drei St. Johanner Bürger, nämlich Johann Jacob Huppert, Nickel Weinrank und Caspar Weinrank, Ende 1737 an die Regierung in Saarbrücken richteten. Zu dieser Zeit führte noch die Fürstin Charlotte Amalie von Nassau-Usingen die Regierungsgeschäfte für ihren Sohn Wilhelm Heinrich. In dem Gesuch wird sie mit „Durchlauchtigste Fürstin, Vormünderin und Landesregentin, gnädigste Fürstin und Frau“ angeredet. Der Brief ist so interessant, daß wir ihn im Wortlaut folgen lassen wollen:

„Es ist der nachgesetzten Regierung in Saarbrücken bekannt, daß die junge Bürgerschaft in beiden Städten, insonderheit aber zu St. Johann sich nach und nach also verstärket, daß keine bequeme Bauplätze in der Stadt mehr vor dieselbe zu finden sind. Wenn dann nun ein jeglicher von seiner profession und Handthierung leben, und ein eigenes Hauß, so zu dessen profession geschickt und wohlgelegen, sich anschaffen mögte; welches aber nicht wohl anderst, als wenn gnädigst erlaubt wird, vor dem oberen Thor, gegen den Hallberg zu, eine neue Vorstadt anzulegen, geschehen kann. Und wir unterschriebene unthertänigste Supplicanten nicht nur, sondern auch andere, so nur die permissione abwarten, des willens seyend, neue Gebäude vor dem Oberthor aufzubauen. Also gelanget an Ew. hochfürstl. Durchlaucht unser unterthänigstes Bitten: daß weilen unser intention zu aufnahm und zuwachs der Bürgerschaft nicht weniger auch zur Zierde der Stadt gereicht, Sie gnädigst geruhen wollten, die anlegung einer neuen Vorstadt nicht nur erlauben, sondern uns Supplicanten auch die erforderlichen Bauplätze anweisen und wie gewöhnlich, um billigen Preiß abschätzen lassen. Wir getrösten uns gnädigste Erhörung, lebenslang in tiefster veneration verharrend Ewer hochdurchl. Fürstin pp. underthänigst-treu-gehorsambste Knechte.

Johann Jacob Huppert Nickel Weinrank Caspar Weinrank“

Die Regierung war aber damals noch nicht geneigt, den Bau einer Vorstadt vor dem St. Johanner Obertor zu genehmigen. Nach ihrer Meinung seien in St. Johann noch genügend freie Plätze innerhalb der Stadt vorhanden. Das Stadtgericht solle dies zunächst einmal prüfen und dann ein Gutachten über das Gesuch der „Supplicanten“ vorlegen. Man beauftragte deshalb

den Landmesser Joh. Gottlieb Hahn, die nötigen Ermittlungen anzustellen und einen Bericht hierüber vorzulegen.

Dieser Bericht ist nicht nur wegen der noch freien Bauplätze, sondern auch wegen der vorkommenden Familiennamen und zur Topographie des alten St. Johann ein sehr lehrreiches Dokument, so daß er hier wörtlich folgen möge.

„Actum St. Johann den 4ten Febr. 1738.

Alß auf Verordnung einer hochfürstl. Regierung die leeren Bauplätze, welche in der Statt St. Johann sich befinden, aufgemessen werden sollen, wird der Verhältniß hier folglich underth. gehorsambst überreicht.

In der Saargaßen ²⁾

ist die Neue Kirchgaße ³⁾

1. Ein leerer Platz auf rechter seithen der gaßen, gegen die Stadtmauer, zwischen Benedons und Adolph Bohrsers Hauß gelegen, war zwar vorn an der gaßen ein Stück Mauer und Fahr Thor, ist aber doch zum Mißstand der gaßen ein s. v. ⁴⁾ Mistplatz. Ist an der gaßen wie durchgehends 22 Schuh breit, und biß an die Stadtmauer lang 60 Schuh, davon aber beyder seithen 5 Schuh Tach Trauffe praetendiret worden, nämlich auf einen 3, auf der anderen 2 schuh.

Ist Georg Meyers eigen. Kann ein bürger Hauß darauf gestellet werden.

Neue Kirchgaße

2. Auf der linken seithe dieser gaßen, gegenüber vorigem, ein leerer Platz wird dermahlen zu sechs Miststätten verbraucht. Ist in der gaßen breit 60 schuh, einer seithen vorn an einem gäßgen lang 20 Schuh, an der seite neben Johanneß Zixen Scheuer lang 26 Schuh, davon aber Philipps Schlachter 6 Schuhe breit. Ganz praetendiret.

Nickel Müller Metzger presentiret sich zu einem Haußbau allhier. Jacob Reiß und Anton Kleber melden sich vor einen Bau 20. 2.

Eod. den 20. 2. Nickel Klein als Eigenthums Herrn offeriert sich mit Nickel Müllern ihr Theil zu einem Hauß also zu verbauen, den der zweite Platz von einem andern wie folgt Platz angewiesen werden mag, auch gebauet werden könne.

Eodem: Anthon Kleber und Consorten hiernach remonstrieren des N. Klein, wie er bauen will, Ihnen hinderlich sein würde, zu einer Scheuer zu kommen.

Resolution: sollen partheien in loco sich enweder darüber vergleichen oder durch Augenschein durch Unparteiische sich vergleichen lassen oder Aussprach gewärtigen.

Bey der Kirchen ⁵⁾

3. Ein garten, ist die Ecke hinter dem grossen Hoerischen Hauß ⁶⁾ ist an der Kirchgaßen lang 64 Schuh, an der Zwerchgaßen breit 28 Schuh

Ist den hoerischen Erben zuständig. Kann ein ziemlich großes

biß an ermeltes Hoerische Hauß zur Einfahrt liegen.

4. Ein alter unansehnlicher Stall in vorvermelter Neuer Kirschgaß, stehet Georg Meyers Hauß hervorragend in der gaßen neben dem Neuen Schulhauß ⁷⁾, kann zu einem Hauß verwandelt werden.

oder 2 gemeine bürger Häuser bestreiten.

Georg Meyer zuständig.

Hinter dem Kirchhoff ⁸⁾

5. Zwey Garten, da der forterste an der gaßen 42 Schuh breit, und biß an die Stadtmauer 100 Schuh lang ist.

Der andere hat an der gaßen 67 Schuh breit, an der Statt Mauer 55 Schuh breit. Hinten am Ende schließet die Stadtmauer. Da lang 90 Schuh.

Henrich Geißbauer zuständig. Johann Jakob Huppert Wagner zu einem Platz sich presentiret. 20. 2.

Hanß Nickel Hoer zuständig. Diese zusammen können 3 Bürgerhäuser mit genug eines Hoffs und Stallung geben.

6. Das Zeughauß ⁹⁾

Ist lang 67 und rechtwinklig breit 33 1/2 schuh. Dahinter hat Hanß Henrich Hoer einen garten, am Zeughauß breit 47 Schuh, biß an die Statt Mauer unten 67 oben lang 41 schuh. Obig welchen noch 20 Schuh breit am Zeughauß, ein stück garten, der Herr Pastor im Genuß hat.

gnädigste Herrschaft.

Kann zu zwey ansehnliche oder gar 3 Häuser, wozu die Stallungen in die garten appli- ret werden müßten, aptiret werden.

7. Eine leere Hofstatt neben Hanß georg Brenners Hauß, an seithen ist eine Durchfahrt. Ist an der gaßen, wie durchgehends breit 26 Schuh und lang 38 Schuh.

Denen Lungen Erben zuständig.

Kann eine Bürger Wohnung abgeben.

8. Ein Hinter Platz so gegen der alten Kirch gaßen noch offen, 30 Schuh breit und 37 Schuh in die Höhe lang.

Jacob Reichert und Philipp Remmlinger zuständig

Dieße geben sich an solchen zu verbauen.

In der alten Kirchgaßen ¹⁰⁾

9. Ein leerer Platz so die Ecke von zwey gaßen, an welche zwey giebel von Häußern stoßen, wird zu einer Miststatt gebraucht, ist lang 37 und breit 16 Schuh.

Ludwig Hotzheim und Philipp Schlachter zuständig.

Kann zu Noth eines Handwercksmannes Hauß geben.

10. Ein gärthgen hinten und dem Stieffels Wirtshauß. Ist an der gaße 30 und lang 33. Wo- hinter eine alte Scheuer an der Ecke der zwey gaßen stehet, welche zu einem ansehnlichen Hauß und das gärthgen zu Scheuer und Stallung aptiert werden können.

Philipp Fillmann zuständig.

Ferner in der alten Kirchgaßen

11. Ein garten in einer Ecke, wo die gaße umb wincklen, ist /: ohne 12 Schuh Fahrt :/ hinten breit 44 Schuh, an der Zwerdigaße lang 42 Schuh worum Philipps Köhl noch 11 Schuh Platz und hernach ein Schaffstall hat. Henrich (Baltzers) Geißbauers witt, und Hanß Jacob Pabst zuständig. Kann 2 gute Bürger Wohnungen abgeben.
12. Ferner neben obbemelt Schaffstall, an der gaßen breit 35 und lang 37 Schuh. Baltzer Geißbauers Erben zuständig. Kann ein ansehnlicher Bau daraufgestellt werden.
- 12 1/2. Noch eine leere Hoffstatt, in der alten Kirchgaßen zwischen anderen gebaut. Ist an der gaßen breit 18 und biß an die Stattmauer lang 40 Schuh. Herrn Georg Ludwig Firmond. Kann zur Noth ein Hauß und Stallung dahinter geben.
13. Auff der Hauptstraßen ¹¹⁾ ahn dem großen Arnethischen Hauß ¹²⁾ ist der Vorhoff. Hat an der Straßen breit 40 und ist lang 59 Schuh. Gehört Henrich Geißbauer. Jacob Geißbauer will ein Hauß darauf bauen.
- Am 23. 2. präsentiert sich ermelter Jacob Geißbauer junior um obgen. Platz mit vermelden, das ihre 3 Erben nemlich Friedrich Listemann und Nickel Hoffmann von Fehingen seyen, denen er offeriert vom Hauße abzugehen gegen 100 fl. vor jeden nach Ableben ihres Vatters zu bezahlen, dagegen der obermelte Platz von 26 Schuh breit zum Hauß und 19 Schuh zu gemeinen Fahrt zu erbauen und zwar 3 Stock hoch, mit Bitt, da seine Schwägern auch der Vatter ob es von Muttern währe, alles behinderten, ihm darzu zu verhelfen.
14. Die Ecken von der Stieffel Gaßen und Frösche-gaß ist ein garten, so an der Frösche gaß lang 40 Schuh und 12 Schuh. Vor Friedrich Müntzers Durchfahrt. An der Stieffel gaße breit 38 Schuh und noch 12 Schuh vor Friedrich Kohlen Durchfahrt. Friedrich Köhl und Friedrich Müntzer. Kann 2 Bürgerwohnungen geben. Ist zur Metz in Vorschlag.

St. Johann, den 4ten Febr. 1738.

gez. Hahn
J. G. Benz
p. t. Stadtschreiber

Mit diesem Bericht erschien das Stadtgericht am 20. 2. 1738 vor der Regierung in Saarbrücken und trug vor, sie werde die Eigentümer der darnach „öd daselbst liegenden Plätze, welche zum Verbauen dienlich“ vernehmen und ihnen bedeuten, daß wenn sie die Plätze nicht selbst verbauen wollten, diese anderen zur Verbauung überlassenn sollten.

Es meldeten sich eine ganze Anzahl Baulustige, die zum Teil bereits in der oben abgedruckten Hahnschen Aufstellung erwähnt werden. Andere hatten sich bereits früher gemeldet. So bat am 27. 1. 1738 ein Handwerksmeister Johann Reiß von St. Johann die Regierung, ihm einen Platz anzuweisen. Er

habe die Absicht, ein Wohnhaus aufzurichten, nachdem er sich nun „schon bey 16 Jahr in Lehnhäusern plagen mußte“. In der evangelischen Kirchgasse seien verschiedene von den Eigentümern nicht benötigte „s. v. Miststätten“, die nur „zum mißstandt in einer so gangbahren und offenen Straße“ liegen. Er erbierte sich, „solche mistplätze in billiger Abschätzung“ käuflich zu erwerben und „ein Hauß zur Zierde und wohlstandt der Stadt darauf zu bauen“. Ein anderer Bürger machte am 21. 1. 1738 einer „underthänige Anzeige die Bau und s. v. Mistenplätze in St. Johann betreffend“. Er beklagt sich, daß die Eigentümer solcher Bauplätze die Baulustigen durch Überforderung abweisen oder angeben, selbst bauen zu wollen, wahrscheinlich aber, um zu ihrer „Comoditaet den mistenplatz zu behalten“. Man müßte diesen eine Frist zum Bauen setzen, dann wäre die Stadt in kurzer Zeit ausgebaut.

Daß diese starke Nachfrage nach Bauplätzen sich auch auf die Grundstückspreise auswirkte, ist verständlich. Wir kennen dies zur Genüge aus unserer Zeit. Aus einer Beschwerde des Drei-Königs-Wirts Anton Kleber von St. Johann erfahren wir darüber einiges. Diesem war es gestattet worden, den Platz hinter den Duplessischen Stallungen¹³⁾ zu verbauen unter der Bedingung, daß er sich wegen des Preises mit den Eigentümern Samuel Karcher und Caspar Holler in Güte einigte. Diese verlangten für den Schuh¹⁴⁾ (wohl Quadrat-Schuh) 5 Gulden, doch Anton Kleber wollte nur 3 Gulden 6 Albus geben. Das zur Schlichtung angerufene Stadtgericht setzte daraufhin den Preis auf 3 Gulden 10 Albus fest.

II. Baupläne von Bürgerhäusern

Von baugeschichtlichem Interesse sind einige Pläne und Risse dieses Aktenstücks, die im Zusammenhang mit den geplanten Bauvorhaben stehen. Wir wollen sie hier veröffentlichen, denn es haben sich kaum alte Baupläne von St. Johann bis auf unsere Tage erhalten. Wenn auch kunsthistorisch nicht besonders bedeutsam, so sind sie immerhin Beispiele für den bürgerlichen Hausbau in St. Johann für die Zeit kurz bevor Baudirektor Johann Friedrich Stengel an die Saar kam.

Zwei dieser Baupläne lassen sich auf Grund der Beschriftung genau lokalisieren. Der erste betrifft das Bauvorhaben des Drei-Königs-Wirts Anton Kleber, der andere das des Metzgers Nickel Müller, beide von St. Johann. Diese haben sich den in der Aufstellung des Landmessers Hahn unter Nr. 2 aufgeführten Bauplatz in der „Neuen Kirchgaße“, heute Evangelisch-Kirchstraße genannt, geteilt. Es sind die heutigen Hausnummern 4 und 6.

Abb. 8 Das Haus *Evang. Kirchstraße Nr. 4*, das Anton Kleber erbaute, ist im letzten Krieg durch Bomben zerstört worden. Die Stadt. Hausakten lassen erkennen, daß es bis 1873 äußerlich noch fast in dem Zustand war, den der Plan von 1738 erkennen läßt. Lediglich die Haustür war von der Mitte nach der rechten Seite verlegt worden. Am 30. 8. 1873 stellte der damalige Eigentümer Karl Müller den Antrag, die Fassade ändern zu dürfen. Er vergrößerte die Fenster und änderte die Eingangstür.

In dem Köllnerschen Stadtplan von St. Johann¹⁵⁾ ist das Haus unter Nr. 104 verzeichnet; das Knörzersche Bannbuch von 1776 und die dazu gehörige Karte von Tractus 1 führt es unter Nr. 162. Hauseigentümer war in diesem Jahr ein Sonntag Bickelmann. Wahrscheinlich durch Erbteilung

hatten es später je zur Hälfte Georg Jakob Bickelmann und Christian Bickelmann. Die Hälfte des Georg Jacob B. kaufte noch vor 1800 Peter Schultz und darnach Ludw. Heinr. Steuber, den Teil von Christian B. ein Phil. Messinger im Jahre 1804 und darnach 1805 ein Philipp Ludw. Steuber. Die Stockwerke konnten damals auch einzeln verkauft werden, so daß also der eine das untere und der andere das obere Stockwerk besaß. Ein solches Stockwerkeigentum beobachten wir auch bei dem Haus der Metzgerzunft (siehe Abschnitt IV dieses Aufsatzes „Die neue Fleischbank“). Wahrscheinlich hat in der Folge das Haus noch mehrere Male den Besitzer gewechselt. 1873 war Karl Müller Eigentümer, jetzt ist es die Erbgemeinschaft Adam Dietrich. Das Haus *Evang.-Kirch-Straße Nr. 6*, das nach der Beschriftung auf dem Bauplan der Metzger Nickel Müller 1738 erbaute, steht noch, ist aber durch einen neuen Verputz und den Schaufenstereinbau entstellt. Der Köllnersche Stadtplan mit Häuserverzeichnis von 1776 nennt es unter Nr. 105 und gibt als Eigentümer Nickel Müller Wittib an, also die Frau des ersten Bauherrn. 1786 war es nach dem Bannbuch im Besitz von Henrich Geißbauer, später von Schneider Carl Steeg; 1805 hatte es ein gewisser Reith.

Der Grundriß des Hauses stimmte im Jahre 1934 — und wohl auch jetzt — im wesentlichen noch mit dem alten Plan überein. Geändert war nur die Treppenföhrung zum Obergeschoß, außerdem das auf der rechten Seite des Planes von 1738 eingezeichnete Zimmer, das irgendwann durch Beseitigung der Mauer nach rechts hin vergrößert wurde und wohl schon seit längerer Zeit ein Ladenlokal ist.

Bemerkenswert ist der *Plan eines Fachwerkhauses*. Leider ist er unbeschriftet, so daß eine Lokalisierung dieses Baues nicht möglich ist. Man kann aber annehmen, daß dieser Haustyp bis um 1800 in St. Johann sehr häufig war. Anläßlich der Wiederherstellung des alten Platzbildes am St. Johanner Markt im Jahre 1938 wurde ein ähnlicher Fachwerkbau (*Obertorstraße Nr. 2, Ecke Türkenstraße*) wieder in diesem Stile aufgebaut (siehe Foto). Die Vermutung, es könnte sich bei dem Plan von 1738 um dieses Haus handeln, bestätigte sich nicht, denn die Maße und auch die Fassade zeigen keine Übereinstimmung. Das Haus Obertorstraße Nr. 2 wird von Köllner bereits 1740¹⁶⁾ erwähnt, geht aber in seinem Ursprung wahrscheinlich mindestens in das 17. Jhd. zurück. Es gehörte damals dem Bäcker Magnus Schellenberger, 1776 nach dem Bannbuch von Knörzer einem Bäcker Philipp Heinrich Rotsch. 1809 erharb es durch Kauf ein Philipp Mauer. Der heutige Eigentümer ist Ferdinand Friedrich Wwe.

Abb. 9

Abb. 6-7

Von den bisher besprochenen Bauplänen unterscheidet sich sehr wesentlich ein weiterer Grundriß mit Hausansicht. Während die bisherigen Baupläne ausschließlich die Häuser von Handwerkern und Gewerbetreibenden waren, macht dieser Bau in seiner Gliederung der Hausfassade einen vornehmeren Eindruck. Die Haustüren weisen Oberlichter auf, die an die Küche angrenzenden Zimmer werden von dort her durch Öfen beheizt. Rätselhaft erscheint zunächst der runde Bauteil, der an der Hinterfront des Hauses zur Hälfte hinausragt. Sein innerer Durchmesser ist 4 Schuh, das sind ungefähr 1,20 m. Für ein Treppentürmchen erscheint mir dies zu schmal. Sollte es sich um einen Brunnen handeln, der von der Küche aus zugänglich war und diese direkt mit Wasser versorgte? Die äußere linke Haustüre dürfte zur (nicht eingezeichneten) Treppe in das obere Stock-

Abb. 13

werk führen. Nach der ganzen Aufmachung würde ich es für das Wohnhaus eines Hofbeamten halten. Auch bei diesem Bauplan fehlt leider jegliche Beschriftung, so daß eine exakte Aussage darüber und auch, wo das Haus gestanden hat, nicht möglich ist. Wie die anderen Pläne scheint auch dieser kurz vor 1740 entstanden zu sein.

III. Die Überbauung der beiden Bastionen am Obertor

Das St. Johanner Obertor kennen wir aus verschiedenen Abbildungen, die zeitlich ungefähr aus der Mitte und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen ¹⁷⁾. Zimmermann ¹⁸⁾ beschreibt es nach diesen Bildern und sagt, daß es aus dem mit einem rechteckigen Turm überbauten Tor und zwei seitlich anschließenden mit vier Seiten vorspringenden Bollwerken bestand. Dieses Tor sei 1742 von dem Steinhauer Georg Achatius Korner errichtet worden. Auch Lohmeyer ¹⁹⁾ war auf Grund eines von ihm entdeckten Bauplanes (es handelt sich um denselben, der sich in unserem Aktenstück befindet) der Meinung, das Obertor wäre damals neu errichtet worden, wenngleich ihm auffiel, daß dieser Plan nicht ganz so zur Ausführung gelangt war.

Diese Angaben entsprechen aber nicht ganz dem wirklichen Sachverhalt. Das Obertor war 1680 ²⁰⁾ bei der Wiederherstellung der Stadtmauer von St. Johann erbaut worden und ist 1740–42 nicht im geringsten geändert oder gar neu errichtet worden. Was damals geändert wurde, waren die beiden aus der Stadtmauer vorspringenden Bastionen rechts und links des Obertores. Und auch diese wurden nicht etwa, wie man nach Zimmermann vermuten könnte, zu Verteidigungszwecken ausgebaut, sondern als Wohnhäuser.

Doch lassen wir die Akten sprechen. Am 12. Januar 1740 lesen wir in einem „underthänigen Bericht“ des Stadtgerichts von St. Johann an die Regierung in Saarbrücken, der Bürger Jacob Gottlieb habe „das obere Rondell des oberen Thores rechter Hand gegen erlegte 50 Fl. mit einem Wohnhaus verbaut“. (Die Bastion nennen die St. Johanner fälschlicherweise Rondell.) In dem Gewölbe darunter sei aber noch genügend Platz zur Verwendung als Gefängnis ausbehalten worden. Zur Rechtfertigung wird angefügt, durch den Hausüberbau an der Stadtmauer werde das erwähnte Gewölbe trocken gehalten, das sonst nach und nach verfault wäre. Am 15. Januar 1740 folgt ein weiterer Bericht darüber, daß man dem Joh. Georg Mühlhauser den „leeren und stets öde gelegenen Rondell-Platz hinter dessen Hause zu einer Wohnung zu verbauen pro 54 fl. erblich zugeschrieben“ habe. Dieses Mal handelt es sich um die linke Bastion neben dem Obertor. Den Saarbrücker Räten verschlug diese Meldung den Atem. Wie konnten die St. Johanner sich anmaßen, ohne vorherige Anfrage einfach die Bastionen der Stadtmauer zum Hausbau zu vergeben? Da sie glaubten, die Verantwortung für diese Maßnahme der Stadt St. Johann nicht übernehmen zu können, vor allem im Hinblick auf etwaige Kriegszeiten, erbaten sie die Stellungnahme der Regierung in Usingen. Von da kam am 27. Februar 1740 die Weisung, die Bebauung von Stadtmauer und Rondell so lange einzustellen, bis „Ihro Durchlaucht Prinz Wilhelm Heinrich“ eine Entscheidung treffe.

Mühlhauser paßte es gar nicht, daß er mit dem Bauen noch warten solle,

zumal er doch bereits beträchtliche Kosten gehabt hatte. Durch die Schwierigkeiten scheint er aber dann die Lust am Weiterbauen verloren zu haben, denn kurz darnach bittet ein Adam Unverzagt, man möge ihm den Platz zuschreiben. Inzwischen stimmte die Regierung der Verbauung der Bastionen zu, bedeutete aber dem Gottlieb, der die rechte Bastion bereits überbaut hatte, und dem Unverzagt, der die linke überbauen wollte, „daß sie sich beide der Simetrie ihrer Gebäude halber vergleichen und solches einzugeben hätten“. Unter dem 2. April 1740 findet sich der Vermerk, dem „Herrn Bau-Director“ (also wohl F. J. Stengel, der inzwischen in Saarbrücken eingetroffen war) sei deswegen Nachricht zu geben.

Unterdessen war ein wohl von Baudirektor Stengel inspirierter Plan ausgearbeitet worden, den wir hier publizieren, nach dem die beiden Bastionen und wohl auch das Obertor selbst ausgebaut werden sollten. Er zeigt die Bastionen zweistöckig überbaut und den Torturm entsprechend erhöht. Dieser vorgeschriebene Ausbau war wohl dem Adam Unverzagt zu kostspielig. Er trat vom Vertrag zurück und an seiner Stelle erklärte am 30. Juli 1740 Caspar Bruch, „des Hospitel Vatter“, den Bau zu übernehmen und das Rondell entsprechend dem Plan aufzubauen. Darnach wolle er es dann samt seinem dabei liegenden Haus seinem Sohn Caspar Bruch und seinem zukünftigen Tochtermann Georg Achatio Korner überlassen.

Abb. 1

Dagegen dachte Gottlieb, der das rechte Rondell längst überbaut hatte, allerdings nur einstöckig, gar nicht daran, es entsprechend dem neuen Plan umzubauen. Es sei ihm zu beschwerlich und kostspielig, das überbaute Rondell, das er als Stall benutze, abzubrechen und mit doppelten Kosten wieder so aufzubauen, wie es der Riß zeige. Dies umsomehr, als man nicht sicher sei, daß ein solcher Überbau in Kriegszeiten stehen bleiben werden. Er bitte deshalb, ihn von der Abänderung zu befreien.

Der Georg Achatius Korner, der inzwischen die Tochter des Caspar Bruch geheiratet hatte, kam nun auch nicht gleich dazu, den Überbau der linken Bastion fertigzustellen. Deshalb wendet er sich am 22. März 1741 an Fürst Wilhelm Heinrich, um noch ein Jahr Frist zu erhalten. Als junger Anfänger habe er kein Vermögen, um den Bau durch fremde Leute in Lohn machen zu lassen, weshalb er ihn selbst ausführen wolle. Wegen seiner Arbeit am herrschaftlichen Schloßbau²¹⁾ komme er aber in diesem Sommer nicht mehr dazu. Diese Frist wurde ihm auch „in Gnaden“ gestattet, darnach müsse er aber den Bau nach dem Riß mit zwei Stockwerken erstellen.

Damit enden unsere Akten. Wie es weitergegangen ist, müssen wir uns durch die zeitgenössischen Bilder erzählen lassen. Betrachten wir den Ausschnitt aus der Zeichnung von 1772²²⁾ das uns das Obertor mit den beiden Bastionen zeigt, so erkennen wir, daß Korner die Bastion linker Hand tatsächlich genau so überbaut hat, wie es der Entwurf vorsah. Dagegen ist die rechte Bastion viel niedriger; sie ist also so geblieben, wie sie Gottlieb 1740 aufgebaut hatte. Sein Gesuch war demnach erfolgreich gewesen. Auch der Torturm selbst, der nach dem Plan erhöht werden sollte, ist so geblieben, wie er ursprünglich war.

Abb. 2

Die weiteren Schicksale des Obertores mögen zur Vervollständigung hier noch kurz skizziert werden.

Rings um die St. Johanner Stadtmauer zog sich der mit Wasser gefüllte Stadtgraben, den am Obertor eine mit Ketten aufgehängte Zugbrücke über-

querte. Bereits 1758 wurde der Stadtgraben trocken gelegt. Im Jahre 1762 wurde die Zugbrücke des Obertores (ebenso wie diejenige des Untertores) abgebrochen und durch einen festen Brückenübergang ersetzt. Von dem Untertor besitzen wir eine Zeichnung²³⁾, wo man dies genau sehen kann. Die Grabenwälle wurden 1763 geschleift und der Stadtgraben am Obertor 1792 zugeschüttet. Das Obertor selbst ist unter Napoleon 1810 mit den anderen Stadttoren abgerissen worden²⁴⁾.

Während also das Obertor schon vor über 150 Jahren verschwand, haben sich die zu Häusern umgebauten Bastionen am Obertor bis in unser Jahrhundert erhalten. In dem Haus *Obertorstraße Nr. 3* steckt bis zu dessen Abbruch 1910 noch die rechte Bastion, wie der damals aufgenommene Plan bei Zimmermann²⁵⁾ sowie ein Foto²⁶⁾ mit der schräg verlaufenden Hauswand zeigt. Die Stelle, wo sich die rechte Bastion befand, ist der freie Platz vor dem heutigen Café Becker jun. Von der linken Bastion hat sich kurioserweise an der Giebelwand des Hauses *Obertorstraße Nr. 12* eine spitze Einbuchtung erhalten. Man sieht sie noch genau, wenn man vom St. Johanner Markt herkommt. Das auf dem zugeschütteten Stadtgraben nach 1810 im klassizistischen Stil erbaute Gebäude wurde unmittelbar an die überbaute Bastion angebaut, wodurch, da dieses Haus durch Kriegseinwirkung zerstört wurde, der gewissermaßen negative Abdruck der Bastionspitze sichtbar wurde.

IV. Die Errichtung der „neuen Fleischbank“

Schon seit alten Zeiten war das Fleisch-Aushauen ein herrschaftliches Regal. Im Freiheitsbrief von 1321 für die Städte Saarbrücken und St. Johann behielt sich Graf Johann III ausdrücklich das Recht vor, u. a. Bänke für Fleisch zu errichten, für die an ihn Abgaben entrichtet werden mußten²⁷⁾. Die herrschaftliche Fleischbank wird bei Köllner in dem Alt-Saarbrücker Häuserverzeichnis von 1740 unter Nr. 83 auf der sog. Metzger-Insel²⁸⁾ (ein inselartiger Häuserblock zwischen Schloßkirche, Brückengasse und Hohl-gasse) aufgeführt, die die Saarbrücker und St. Johanner Metzger anscheinend früher gemeinschaftlich benutzen mußten. Köllner gibt an, die Metzger-Insel sei um 1750 abgerissen worden, doch muß die gemeinschaftliche Benutzung schon viel früher aufgehört haben.

In unserem mehrfach erwähnten Aktenstück finden sich verschiedene Schriftstücke, die von der Errichtung einer neuen Fleischbank in St. Johann berichten. Die Regierung hatte die fünf St. Johanner Metzger Nickel Müller, Philipp Schlachter, Conrath Reiter, Hans Ludwig Geisbauer und Carl Delinotte am 22. Februar 1738 vorgeladen und ihnen eröffnet, es könne wegen der Unordnung nicht länger zugelassen werden, daß jeder allein schlachte. Daraus ist zu schließen, daß die herrschaftliche Fleischbank zu Saarbrücken von den St. Johannern schon seit längerer Zeit nicht mehr benutzt wurde. Die Metzger sollten sich nun äußern, ob sie wie vor alters zusammen in einer „Metzig“ in Saarbrücken sein wollten oder die Errichtung einer eigenen in St. Johann vorzögen. Der Marktplatz, wo sie bisher gestanden habe, käme aber nicht in Frage. Nach der Beratung antworteten die Metzger, sie hätten nichts dagegen, eine gemeinsame Metzig bauen zu helfen, wenn ihnen dazu ein geräumiger und luftiger Platz angewiesen werden könnte, aber die Plätze seien in Saarbrücken noch rarer als in St. Johann.

Wenn die Metzsig nicht an der bisherigen Stelle auf dem Markt errichtet werden könne, so wollten sie fragen, ob man ihnen nicht zu dem Erwerb des von dem Karcher jr. ersteigten Eckhauses der Duplessischen Erben verhelfen könnten, das dieser für 1250 fl. gesteigert habe. Ein anderer Platz, dem Friedrich Müntzer und Friedrich Köhl gehörig, sei als Metzsig schlecht zu benutzen, weil er zu viel im Winkel liege und auch das Wasser dort keinen Ablauf habe ²⁹⁾).

Nachdem Jacob Karcher jr. eingewandt hatte, nach seiner Meinung passe eine Metzsig nicht an diese Stelle, weil sie zu nahe bei der neuen evangelischen Kirche liege und „der Gang dahin durch die Metzgerhunde und den Geruch von Fleisch unangenehm würde“, besichtigte eine Kommission die Örtlichkeit. Das Haus war das Eckhaus am Marktplatz und der heutigen Kronenstraße, damals Kirchgasse genannt.

Auf Grund des Augenscheins kam man zu dem Schluß, daß das frühere Duplessische ³⁰⁾, jetzt Karschersche Haus für eine Metzsig sehr gut gelegen sei. Wegen der Metzgerhunde müsse man eben sorgen, daß sie von der Straße abgehalten werden. Die Regierung erkannte daraufhin den St. Johannern Metzgern das Haus zu. Es kam vorher noch ein Vorschlag, die Metzsig in Saarbrücken auf dem Platz der Fischerwohnung an der Saar-Wachtstuben zu errichten, doch wurde dies für eine gemeinsame Metzsig beider Städte als zu klein erachtet.

Den von dem Landmesser Hahn am 1. März 1738 gefertigten Plan mit Grundriß der „neuen Fleischbank“ zu St. Johann veröffentlichen wir im Bildanhang. Er fügt diesem Plan folgende Erläuterung bei: Abb. 11–12

„Auftrag, wie die neue Fleischbank zu St. Johann, nach deren sämtlicher Meister Metzgern angelegt werden kann, worinnen nicht allein vor 28 Stände räumlicher Platz, sondern auch von außen her gegen den Marktplatz guter prospect sich errichtet. Die Eintheilung ist ab dem Riß des mehreren abzunehmen.

P. N. der Eingang zu dem oberen Stock ist nach derer Metzger Meister Vorschlag im Hinterbau mit der Treppe verzeichnet.

In fernerer überlegung aber finde, daß solcher oberer Stock im Verkauf besser angebracht werden kann, wenn er einen Auftritt von dem Markt Platz haben kann, dießes ist um yre füglich ahn zu bringen, wenn es erlaubt werden kann, daß 3 oder 3 1/2 schuh Vorplatz zu einer Treppe nur zu 4 Tritten auff dem Markt Platz ergriffen werden dürffen, wie bey titre a, so käme man da mit 2 schuh in die Höhe, nach 3. Tritt durch die Mauer in die Höhe macht in allem 4 schuh hoch, ehe man in den Bau kombt, darnach läuft die übrige Stiege von b biß c gleich in die Höhe, daß sie den Fleischbänken gar keine Hinderung machet. Welches darbey eröffnen solle.“

Wie die Ansicht des früheren Duplessischen Hauses ersichtlich macht, dürfte es sich um einen Bau aus dem Ende des 17. Jhd. handeln, vermutlich um oder nach 1684 erbaut, als die schrecklichen Kriege zu Ende waren und auch in St. Johann wieder neues Leben zu blühen begann. Bei der vorgesehenen Verwendung des Hauses als Fleischbank sollte äußerlich nichts verändert werden mit Ausnahme der vorgeschlagenen Treppe vom Marktplatz aus zum oberen Stockwerk. Die Veränderungen beziehen sich also nur auf die Innenraumgestaltung des Erdgeschosses, das einen Schlachtraum sowie einen Verkaufsraum mit 28 Verkaufsständen umfassen soll.

Zu bemerken ist noch, daß die Metzger nur das Erdgeschoß gekauft haben, das zweite Stockwerk dagegen im Besitz des Karcher blieb. 1776 waren die Besitzverhältnisse noch die gleichen: unten die Metzgerzunft mit Metzsig und Schlachthaus, oben als Eigentümerin des Obergebäudes Samuel Karchers Wittib. Wie lange die Metzgerzunft noch die Fleischbank besaß, konnte ich bisher nicht ermitteln. Das zweite Stockwerk kam nach dem Knörzerschen Bannbuch später durch Erbteilung in den Besitz von Nickel Karcher und dann (vor 1800) durch Steigung in den des Bäckers Georg Friedrich Köhl jun. Köllner verzeichnet für das Haus 1798 einen Samuel Köhl und 1800 einen gewissen Gross. Vielleicht war in der französischen Zeit die Verpflichtung zu einer gemeinsamen Fleischbank aufgehoben worden. Notizen darüber konnte ich bisher nicht finden.

Das heute an der Ecke Marktplatz/Kronenstraße stehende Haus (St. Johanner Markt Nr. 25), das 1738 zur Fleischbank der St. Johanner Metzgerzunft umgebaut wurde hat nicht mehr das damalige Aussehen. Statt zwei ist es jetzt dreigeschossig, in die Parterre sind Schaufenster eingebaut, auch die Fenster haben andere Anordnungen und Gewände (siehe Foto). Nach Abb. 5 den städtischen Bauakten wurde 1863 von dem damaligen Eigentümer Ferdinand Zimmermann ein radikaler Umbau (oder sogar Neubau) vorgenommen. Es läßt sich daraus allerdings nicht eindeutig erkennen, ob dem Haus nicht schon früher einmal ein drittes Stockwerk aufgesetzt worden war. Die Fassade mit den Fenstern, wie wir sie heute sehen, mit Ausnahme der Ladenparterre, stammt auf jeden Fall aus dem Jahre 1863. Bereits 1864 kam das Haus in den Besitz von Adam Horch der darin eine Metzgerei einrichtete. Heute hat darin die Großhandlung Glöckner ein Ladengeschäft.

Anmerkungen:

- 1) Staatsarchiv Koblenz Abt. 22 Nr. 2905.
- 2) Die Saargaße führte vom St. Johanner Markt zum Brückentor und der alten Brücke; es ist die heutige Saarstraße.
- 3) Die „Neue Kirchgaße“ ist die heutige Evangelisch-Kirchstraße, im Gegensatz zur „alten Kirchgaßen“ an der kath. Johannis-Kapelle.
- 4) s. v. = Abkürzung für „sic verbum“. Da es in unseren Akten immer im Zusammenhang mit „Mistenplatz“ vorkommt, hat es etwa die Bedeutung „mit Verlaub, dieses Wort zu gebrauchen“.
- 5) „Bey der Kirchen“ bezieht sich auf die 1725–1727 erbaute Ev. Kirche.
- 6) Das „große Hoerische Haus“ muß nach dieser Beschreibung die eine Hälfte des sog. Steinkallenfelder Hofes sein, die um 1760 Kammerrath Röchling kaufte und im barockem Stil umbaute. Haus Nr. 101 des Köllnerschen Planes von St. Johann, jetzt St. Johanner Markt Nr. 49.
- 7) Das „neue Schulhaus“ ist das im Jahre 1730 von der Stadt gekaufte ehem. Weißgerber Sixten Haus (Haus Nr. 114 des Köllnerschen Stadtplanes von St. Johann), also das nicht mehr bestehende Haus Ev. Kirchstr. Nr. 25. Vgl. A. Köllner, Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann II, S. 460.
- 8) Hinter dem Kirchhoff. Dieser befand sich rings um die alte Johannis-Kapelle, die 1753/54 abgerissen wurde, um dem Stengelschen Neubau Platz zu machen.
- 9) Wahrscheinlich handelt es sich bei dem „Zeughauß“ um das Haus Nr. 140 des Köllnerschen Stadtplanes, dem späteren kath. Pfarrhaus.
- 10) „Alte Kirchgaße“. Diese umfaßte nicht nur die heutige Kath. Kirchstr., sondern schloß auch die heutige Türkenstraße mit ein.
- 11) „Auf der Hauptstraßen“ ist die heutige Straße vom St. Johanner Markt bis zur heutigen Bleichstraße.
- 12) Das „große Arnethische Hauß“ ist die andere Hälfte des früheren Steinkallenfelder Hofes, heute St. Johanner Markt Nr. 49, Haus Nr. 100 des Köllnerschen Planes. Vgl. auch Anm. 6.
- 13) Nach A. Köllner a. a. O. II, S. 365 besaß Duplessy-Jeffra 1735 die Wirtschaft „zur Krone“. (Haus Nr. 87/88 des Köllnerschen Stadtplanes). 1740 scheint Anton Kleber das Haus erworben und die Wirtschaft zu den „Drei Königen“ umgetauft zu haben.
- 14) 1 Schuh = 0,307695056 m, (A. Köllner a. a. O. II, S. 203).
- 15) Der Köllnersche Plan von St. Johann, auf Grund der Knörzerschen Karte von 1776 angefer-

- tigt, befindet sich bei A. Köllner a. a. O. und bei Ruppertsberg, Geschichte der Grafschaft Saarbrücken III.
- 16) A. Köllner a. a. O. II, S. 364, Haus Nr. 5 des Köllnerschen Planes.
- 17) 1. Ölgemälde einer Stadtansicht von Saarbrücken-St. Johann um 1750, das früher im Treppenhause des Rathauses hing (Abb. Nr. 65 bei Klövekorn, Saarbrückens Vergangenheit im Bilde). Nach diesem Bild wurde der kol. Stahlstich bei Ruppertsberg a. a. O. III (Titelbild) gefertigt. Zimmermann bezeichnet aber die Angabe, das Ölgemälde sei von Dryander gefertigt, als falsch.
2. Bleistiftzeichnung „Prospect der beiden Städte Saarbrücken-St. Johann von 1772“ (Abb. 37 bei Zimmermann a. a. O. S. 67). Von dieser Zeichnung stammt unser Bildausschnitt des Obertors.
3. Stadtansicht von 1772. Ölgemälde eines unbekannten Malers im Saarland-Museum. 1931 aus dem Besitz des Schlosses zu Darmstadt für das Heimatmuseum erworben. Dieter Heinz nimmt auf Grund verschiedener Details dieses Bildes an, daß es einige Jahre früher entstanden ist.
- 18) W. Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken (Düsseldorf 1932), S. 204.
- 19) K. Lohmeyer, Die Kunst in Saarbrücken (Düsseldorf 1912), S. 42.
- 20) Ruppertsberg a. a. O., III, S. 232.
- 21) Die Baugeschichte des Saarbrücker Barockschlosses wird durch diese Notiz um einen weiteren Handwerkeramen erweitert, dem des Steinmetz- und Maurermeisters Georg Achatius Korner. Bisher war von ihm nur bekannt, daß er nach den Plänen Stengels das neue Gymnasium in Saarbrücken (1748–1753) sowie die Kath. Pfarrkirche in St. Johann (1754–1758) erbaute (K. Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel, in Mitt. des Hist. Vereins für die Saargegend Heft XI, S. 115 u. 122). Es ist dies derselbe Korner, bei dem Johann Lorentz Götz, der spätere Straßburger Münsterbaumeister, seine Lehrzeit vom 28. 1. 1742 bis 2. 12. 1744 absolvierte; Zimmermann a. a. O. S. 117 vermerkt, daß Götz auch noch danach am Schloßbau tätig war (Dieter Heinz, Die Straßburger Pläne der Saarbrücker Ludwigskirche in „Saarbrücker Hefte“ Nr. 17/1963 S. 73 u. Anm. 12 u. 30).
- 22) Vgl. Anm. 17.
- 23) Siehe bei Klövekorn, Saarbrückens Vergangenheit im Bilde (2. Aufl. Saarbrücken 1934), Abb. 66.
- 24) A. Köllner a. a. O. II, S. 374.
- 25) W. Zimmermann a. a. O. S. 204 Abb. 151.
- 26) Klövekorn a. a. O. Abb. 288.
- 27) A. Köllner a. a. O. S. 135.
- 28) A. Köllner a. a. O. S. 284.
- 29) Hierbei handelt es sich um den in der Hahnschen Aufstellung von 1738 unter Nr. 14 aufgeführten Bauplatz (siehe Abschnitt I dieses Aufsatzes).
- 30) Köllner a. a. O. S. 365 gibt für das Haus Nr. 86 seines Planes (Eckhaus Marktplatz/jetziges Kronenstraße) an, es sei schon um 1700 die Fleischbank gewesen. Dies muß ein Irrtum sein, denn die vorliegenden Akten beweisen eindeutig, daß es erst 1738 zur Fleischbank umgebaut wurde. Da es vorher den Duplesyschen Erben gehörte, muß in diesem Haus die Wirtschaft „Zur Krone“ gewesen sein, die Köllner in das Nebenhaus Nr. 87 verlegt. Wahrscheinlich gehörten auch die Nebenhäuser Nr. 87/88 den Duplesy, von denen sie vor 1740 Anton Kleber erwarb und darin die Wirtschaft zu den „Drei Königen“ einrichtete. Vgl. dazu auch Anm. 13.



Ehemaliger Krugbäckersitz in Krughütte
Zeichnung: Carl Büch

CARL BÜCH

DIE KRUG- UND KANNENBÄCKER VON KRUGHÜTTE

Tonerde als Rohstoffbasis und ihre Ausbeute in vergangener Zeit

Seit einigen Jahrhunderten ist im Bereich von Krughütte¹⁾ der dort lagernde Lehm, Schichten des Diluviums, bekannt. Seitdem verarbeiteten ihn fleißige Hände zu Ziegeln, Ziegelsteinen und dergl. mehr.

Eine Verkaufsurkunde vom 9. November 1321 nennt schon dort tätige Ziegler mit Namen: Walter und Heinrich Heiligleben von der Schurwiese in Abesbach²⁾.

Auch um 1400 ist wieder die Rede von der alten Ziegelei. Da heißt es: „Hier lag ein Hof (der Hof Abesbach) und eine Ziegelei, bei welcher man eine Kirche errichtete³⁾“.

Abb. 17 Im Jahre 1534 gehörte die Abesbach-Kirche dem Landesherrn, der die Ziegelscheuer dem Ziegler Martin aus Luzern auf 12 Jahre verpachtete, gegen Lieferung von jährlich 1000 gebackenen Steinen, 1000 Flachziegeln und 1000 Hohlziegeln. Die ersten drei Jahre sollten pachtfrei bleiben⁴⁾.

Das Dorf Abesbach gehörte seit alten Zeiten verwaltungsmäßig zu Gersweiler. Die älteste Einwohnerliste von Gersweiler, die man gelegentlich der Türkenschatzung im Jahre 1542 aufstellte, enthält u. a. auch Namen von Abesbach, z. B.: „Der Zigeller (Ziegeler), synn Knecht und der Bruder zu Aspach“.

Damit ist der Betrieb einer dortigen Ziegelei schon in sehr früher Zeit genügend bewiesen.

Nach den schlimmen Jahren des 30jährigen Krieges sollte der Hof Abesbach mit dem kleinen Kirchenbau wieder aufgerichtet werden.

Um Verwechslungen mit dem nahen um 1730 neu gegründeten Aschbacher Hof auszuschließen, nannte der Fürst jenen Abesbacher Hof von jetzt ab „Ziegelhof“, so bezeichnet nach der oben angeführten Ziegelei ⁵⁾).

Im Jahre 1679 kam die zuvor erwähnte Ziegelei in Abgang ⁶⁾. Erst 1720 ist wieder die Rede von einem neuen Ziegeleibetrieb. Diesen überließ der Graf Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken dem Leonhardt Kahr aus Ransbach (Kurtrier) ⁷⁾.

Es mag scheinen, daß auch weiterhin irgendwelche Verbindungen mit diesem Ort Ransbach bestanden, wohl auch bekannt war, daß dort tüchtige Männer, die steinern Geschirr fabrizierten, wohnten.

Um das Jahr 1721 ließ Graf Karl Ludwig aus dem sogen. Kannenbäcker-Land (zwischen Lahn und Sieg) vier Krugbäcker nach seinem Land an die Saar kommen. Seine Verwaltung siedelte diese Leute auf dem ehemaligen (St. Arnualer) Stiftsland, etwa zwischen dem Bach Aschbach und dem Dorf Klarenthal, an. Das ganze dortige Gelände war damals teils bewaldet, teils mit Gestrüpp bewachsen. Durch die alte Aschbach-Ziegelhütte wußte man von der dort vorkommenden fetten Erde (Lette Erde) ⁸⁾, die sich für die Anfertigung von steinernem Geschirr gut eignete.

Einsetzung der Erbbeständer

Eine Urkunde ⁹⁾ bzw. ein Bestandsbrief vom 29. Juli 1721 nennt die Namen von Kannenbäckern, die sich zur Führung dieses Gewerbes gemeldet hatten: Hanss Jürg Krummrich, Hanss Kaspar Krummrich, Hanss Peter Wingender und Johannes Wingender. Offenbar handelte es sich um Brüderpaare, die auch aus Ransbach kamen. Die Verwaltung gestattete ihnen hier im Nassau-Saarbrück'schen Land „Steinern Geschirr“ zu fertigen und zu verkaufen.

Der Saarbrücker Regent versuchte, um einen gewissen Wohlstand in damaliger Zeit in seinem Land zu erreichen, Handel und Wandel zu fördern. Wie den Glashütten-Beständern, so erleichterte er auch den Kannenbäckern ihr Handwerk, befreite sie von der Leibeigenschaft und legte größten Wert auf ihr Vorwärtskommen. Natürlich dachten der Regent und seine Verwaltung dabei auch an eigene Gewinne. (Merkantilismus.) Zur Förderung dieser Handwerker übergab man ihnen je einen Bauplatz. Des weiteren erhielt jeder Beständer 24 Stämme Bauholz à 7–8 Zoll samt den benötigten Köpfen ¹⁰⁾ und je einen Morgen Land zur eigenen Feldbebauung.

(Dies muß als ausgezeichnete Plan zur Seßhaftmachung der Zuwanderer, sowohl hinsichtlich der agrarischen wie auch zur handwerklichen und siedlungspolitischen Situation bezeichnet werden, der gleichzeitig die funktionalen Beziehungen zu den nachbarlichen Wirtschaftsräumen erkennen läßt.)

Sollte ihnen auf ihren Wunsch jedoch weiteres Land angewiesen werden, würden sie wie die Untertanen von Klarenthal behandelt und hätten den herkömmlichen großen und kleinen Zehnten zu entrichten. Im übrigen bestimmte die Urkunde, daß bei der Viehhaltung das Vieh mit dem Abesbacher Hofvieh in einer Herde gehütet werden soll. Das zur Glasur des Geschirrs nötige Salz mußte bei der hiesigen Salzniederlassung entnommen werden, es sei denn, daß es zur Fertigstellung des Geschirrs unbrauchbar wäre. Die Urkunde sollte 30 Jahre Gültigkeit haben. Für die obigen Vergünstigungen lieferten die Beständer jährlich von jedem Ofen ein Dutzend Scherben an den Lustgarten nach Saarbrücken, außerdem zahlten sie einen kleinen Geldbetrag u. a. für verbrauchtes Holz ¹¹⁾).

In einem weiteren Erbbestandsbrief vom 4. Dezember 1730 übertrug die Verwaltung je eine Kannen- und Krugbäckerei dem Johann Dietrich Stötzer und dem Johann Georg Müller. In dieser Urkunde überließ die Herrschaft jedem Beständer drei Morgen Feldland, dazu erlaubte sie zwei Handfröner zu halten. Alle Stücke stellten die Handwerker in Heimarbeit her, dagegen ließen sie diese, um Brennmaterial zu sparen, in gemeinschaftlichen Brennöfen brennen¹²⁾.

Ein alter Krugbäckersitz

An einem sehr geräumigen Bauernhaus in Krughütte, in der Friedrichstraße, befanden sich noch bis in die Neuzeit ein alter Brennofen und vor dem Hause ein Schuppen¹³⁾ zum Trocknen der fertigen, noch ungebrannten Teile.

Dieses Bauernhaus gilt als ehemaliger Krugbäckersitz. Über dem Eingang desselben stehen im Türsturz die Buchstaben I D B SCH mit der Jahreszahl 1787; die angebaute Scheune trägt die Zeichen D B B F M 1799.

Als die Gemeinde vor einigen Jahren die Fahrstraße u. a. auch an obigem Anwesen instandsetzte, kamen Unmengen gebrannter Steingeschirrabfälle zu Tage.

Nach oben genanntem Gebäude zu urteilen, betrieben einige Krugbäcker nebenbei größere Landwirtschaft mit Viehzucht. (Die meisten Krugbäckershäuser sind verschwunden, einige umgebaut, so daß das Dorf heute nur noch wenig an die Zeit der Krugbäcker erinnert.)

Abb. 16 Aus dem beigefügten Plan von 1756 ist deutlich ersichtlich, daß die Ländereien im Krughütter Raum ausnahmslos den Krugbäckern gehörten¹⁴⁾.

Die Krugbäcker waren sich ihrer Position sehr bewußt. So verlangten sie z. B. am 6. Juni 1766 einen separaten Weg zu ihren Ackerfeldern. Dem Wunsche gab die Behörde sofort statt. Zwei Jahre später beanspruchten sie unentgeltlich die Reiser vom Klafterholz. Auch hier gab die gräfliche Regierung sogleich ihr Einverständnis. Dies ist immerhin ein Zeichen, daß die Verwaltung auf die Produktion der Krugbäcker großen Wert legte.

Die Erzeugnisse

Abb. 15 Bei den Nachkommen alter Krugbäckerfamilien in Krughütte finden sich hie und da noch Erzeugnisse aus damaliger Zeit. In dem obengenannten Bauernhaus wird eine Anzahl der alten Steingefäße aufbewahrt, u. a. ein Essigfaß, ca. 60 cm lang und 35 cm hoch, ein Butterfaß zum Butterstoßen, ein Krautfaß, wie es heute noch als Sauerkrautbehälter benutzt wird, Bauchkrüge¹⁴⁾ in verschiedenen Größen, hellgrau mit Blauverzierung, ein Tabakbehälter und ein eckiger Tintenbehälter mit Fächern (Tintenfaß). Alle Teile sind aus grauer Masse hergestellt. Weiter fertigten die Leute an: Dachziegelluken, wie sie sich heute noch an alten Dächern vorfinden, Wasserleitungsrohre aus Ton, sogen. Deicheln¹⁵⁾.

Die Beurteilung der Produkte

Bei der Besichtigung der noch vorhandenen alten Stücke kann man sagen, daß sie gut gearbeitet sind und in keiner Weise den heutigen Fabrikaten nachstehen. Damit ist anzunehmen, daß diese Tonwaren in damaliger Zeit einen kauffreudigen Abnehmerkreis fanden.

Vertrieb der Ware

Ein altes Mitglied dieser erwähnten Krugbäckerfamilie erzählte vor Jahren dem Verfasser, daß die Krugbäcker bis 1870 noch Deicheln aus Ton herstellten. Der betreffende Handwerker vertrieb die Fertigware selbst. Mit seinem Einspanner besuchte er die umliegenden Ortschaften¹⁵⁾.

Die damaligen Dörfer besaßen selten eine Druck-Wasserleitung. Einzelne Brunnen spendeten Wasser. Beim Bau neuer Brunnen waren die Bürger oft auf eine Zuleitung des Wassers angewiesen, um eben den Brunnen an geeigneter Stelle errichten zu können. Aus den Gersweiler Rechnungsakten, Bd. 1822, geht z. B. hervor, daß am 26. März 1819 die Leute zur Herrichtung eines Brunnens vom Hause der Witwe Keifer bis an die Schule in der Hauptstraße in Gersweiler 520 steinerne Deicheln benötigten. (Dazu kam noch Werg, Pech und Unschlitt. (Fett.)

Am 10. Juni 1820 erstellten die Ottenhausener Bürger auch einen Brunnen. Sie benutzten zur Herleitung des Wassers 356 steinerne Deicheln = 605 Schuh und 35 Schuh hölzerne Deicheln (Röhrchen aus Holz).

In einem weiteren Auftrag des Bürgermeisters Traub von Gersweiler im März 1822 heißt es: „... sind 40 steinerne Tintenfüßer, echt und gut erkannt, zur Klarenthaler neuen evangl. Schule von H. H. Georg Braun und Daniel Scholl abzuliefern. Die Ablieferung bescheinigte J. Jacob Huß, Schul-lehrer.“

Dazu lautete die Rechnung:

„Aus Auftrag des Herrn Bürgermeisters in Gersweiler habe ich 40 Stück steinerne Dintenfüßer in die evangl. Schule nach Klarenthal geliefert, das Stück veraccorrtiert zu 10 Pfennig beträgt

Rth. Sgr. Pfg.
1 3 4

den 9. 3. 1822

Georg Braun¹⁶⁾“.

Die üblen Händler

An dem weiteren Vertrieb der Fabrikate beteiligten sich außer dem einheimischen Händler Köhl in Klarenthal auch auswärtige Händler, eben Geschäftemacher. Sie kamen mit ihrem Vieh und Fuhrwerk. Wochenlang hielten sie sich bei den Krugbäckern oder in deren Nähe auf. Ihr Gespannvieh trieben sie während dieser Zeit auf die Weide, die zum Gersweiler Bann gehörte. Im nahen Wald stahlen sie das Holz. Die Bevölkerung sah dieses auswärtige Gesindel als großes Übel an. Es kam natürlich zu dauernden Beschwerden, die schließlich im Jahre 1769 mit einem Prozeß endeten. Die Gemeinde Gersweiler verklagte die Erbbeständer von Krughütte. Erst im Jahre 1773, also nach vier Jahren wies das Gericht die Klage ab, da Krughütte schließlich zum Amtsbezirk Gersweiler gehörte.

Um die damalige Plage dieses vagabundierenden Volkes mit seinen heimlichen Untaten besser zu verstehen, empfiehlt Verfasser die Schrift von Hermann Arnold, über soziale Probleme ebenfalls im 18. Jahrhundert im Saar-, Mosel- und Naheraum¹⁷⁾.

Es muß mit diesen Vagabunden schon schlimm gewesen sein, denn die Altvorderen wußten von dieser Plage damals in Krughütte, in der Jugendzeit des Verfassers, also vor ca. 65 und mehr Jahren, noch zu erzählen. Die Angst vor diesen fahrenden Händlern des ambulanten Gewerbes scheint über Generationen hinweg nicht vergessen worden zu sein. Gaunereien, Diebstähle und Messerstechereien sollen sich dauernd ereignet haben. Ar-

nold nennt u. a. auch immer wieder die vagabundierenden Händler, Hausierer, die ihren Lebensunterhalt mit dem Handel von Töpfen, Porzellan, Fayence, Röteln, Zunder und Schnürwaren verdienen wollten. Sie kamen aber nicht allein. Unter diese mischten sich sonstige Gauner, Straßenräuber, Landstreicher, Bettler, Maulwurfsfänger, Besenbinder, Korbmacher, Kesselflicker, Strohmattenflechter, Wilddiebe, Zigeuner und andere mehr. Man kann sich die Last für ein kleines Handwerkerdorf mit bäuerlichem Einschlag kaum vorstellen. Besonders diese Kleinbauern, welche ohnehin mit einem geringen Einkommen rechnen mußten, litten am schwersten darunter. Es ist deshalb gut zu verstehen, daß, wenn ein produzierender neuer Wirtschaftsbetrieb eröffnet wurde, das ganze Dorf sich energisch dagegen wehrte. Die Angst, daß asoziales Gesindel angelockt werden könnte, war zu groß und kein Einwohner wollte diesem in die Hände fallen. Die trüben Erfahrungen hatten die Nachbarn in Krughütte zur Genüge erlebt.

Als im Jahre 1775 einige Gemeindeleute in Gersweiler eine Glashütte errichten wollten, entsannen sich die Außenstehenden der „üblen Händler“ von Krughütte. In einem Gesuch baten sie den Grafen, den Betrieb einer Glashütte ablehnen zu wollen. Sie glaubten sich in Gersweiler denselben Unannehmlichkeiten wie in Krughütte ausgesetzt. Dieses Gesuch lehnte die gräfl. Verwaltung in Saarbrücken ab, schon der pekuniären Vorteile wegen¹⁸⁾.

Da der Regierung bekannt war, daß sich unter den Händlern viel Gesindel befand, versuchte sie Abhilfe zu schaffen, indem sie den Krugbäckern verbot, daß sich Nichthändler bei ihnen aufhielten. Wohl war der Zuzug nach der Grafschaft genehmigungspflichtig, trotzdem schien es nötig, ihn einzudämmen.

In der französischen Revolutions- und Besatzungszeit kam langsam der ganze Handel mit steinernem Geschirr zum Erliegen. Die französische Besatzung schien den Reisenden bzw. Verkäufern viele Schwierigkeiten zu bereiten. Dadurch entstanden große Absatzstockungen, die den Niedergang des ganzen Handwerks bewirkten. Die Krugbäcker verlegten sich daher auf die Handanfertigung von Ziegeln und Ziegelsteinen, ein Nebenzweig, der seine Abnehmer leichter fand.

Weitere Erbbestände

Ein bereits im Jahre 1728 zugewanderter Krugbäckermeister aus dem Nassauischen namens Johann Georg Müller erhielt auf Antrag 1737 die Erlaubnis zum Betriebe einer Ziegelei; dieselbe durfte er in Erbbestand halten. Die Landesherrschaft stellte ihm das Baugrundstück und das weiter benötigte Bauholz kostenlos zur Verfügung. 1745 ging dieser Betrieb an L. Henne über. Im Jahre 1764 übernahm der Sohn die Ziegelei, ebenfalls in Erbbestand. Drei Jahre später kam sie aber zur Versteigerung und ging an Sebastian Franz aus Völklingen über. 1784 werden Mathias Henne und 1786 Johann Georg Henne als Erbbestände genannt. Auch weitere Krugbäcker befaßten sich mit diesem Handwerk. Oft waren es die Nachkommen von Krugbäckern, welchen die Grundstücke mit der guten Lette- und Lehm-erde durch Erbschaft zufielen.

Von nun ab haben die Ziegeleibetriebe, auch im benachbarten Klarenthal wohl noch viele Änderungen, aber keine Unterbrechungen mehr bis in die Neuzeit erfahren.

Name der neuen Siedlung von 1721

In der ersten Zeit nach Eröffnung der erwähnten Krugbäckereien nannte die Bevölkerung die neue Ansiedlung, die sich in der Nähe des verschwundenen Ortes Asbach (Abesbach) befand „Auf der Asbach“. Doch langsam bürgerte sich der Ausdruck „Auf der Krüghütt“ ein. In späteren Jahren ist in den Urkunden der Ort mit „Krüghütt“ bezeichnet²⁰⁾. Heute sagen die Bewohner der ganzen Gegend im Dialekt „Uff dr. Kriehitt“.

Lange Jahre gehörte Krughütte als selbständiges Dorf, wie auch das benachbarte Klarenthal zum Amtsbezirk Gersweiler. Seit dem Jahre 1913 ist es mit Klarenthal eingemeindet und heute Ortsteil von Klarenthal. Viele Jahre drängten die Klarenthaler Bürger auf politische Selbständigkeit. Doch erst am 6. August 1952 erließ die Regierung eine Verfügung, wonach das Amt Gersweiler vom 1. Januar 1953 ab aufgelöst wäre.

Alte Berichte über Krughütte

Hören wir nun noch was Lex¹⁹⁾ über die Krüghütte in der Zeit um 1756 zu berichten weiß:

Es ist der alleinigen Nassau-Saarbrückschen Landesherrschaft unterworfen; die hiesigen Haupteinwohner aber sind Erbbeständer wegen der Krüg- und Ziegelhütte. Es stehen allhier inclusiv des Hirtenhauses 7 Häuser, welche *alle mit Ziegeln* gedeckt sind, außer das Hirtenhaus, so Stroh auf sich hat. Fünf Schornsteine sind mit Steinen, die übrigen zwei aber sind mit Holz erbauet. Alle Einwohner sind frey von herrschaftlichen Beschwerden, nur müssen sie ihren jährlichen Canonem bezahlen, auch zu deren Landeshusaren und Chausee-Unkosten contribuieren.

Die Krüghütte liegt zwar in dem ehemaligen Stiftswald auf Gersweiler Bann; doch aber haben die Krüghütter an die eigentümliche Gersweiler Bann nichts zu suchen; obwohl der Orth unter der Gersweiler Meyerei mitgehörte. Es wohnt kein Gerichtsmann allhier. Der Meyer residirt zu Gersweiler, und heißet Hans Heinrich Meyer. Hingegen ist ein lutherischer Kirchen-Censor auf der Krüghütte. Weder Feuerinstrumente noch eine gemeine Schwemme und überhaupt wenig Wasser findet man allhier, wie denn nur ein kleines Kandelbrünngen mit einem Trog zur Tränkung des Viehs hierselbst ist. Die Einwohner sind in keiner Mühle gebannet, sondern Mahlen in denen benachbarten Nassauischen Mühlen. Es wird ein nassauischer Zoll erhoben und die Einwohner haben keine besondere Dorfordnung, sondern sie gehören unter die Gersweiler.

Alle Einwohner sind lutherisch außer der Familie der Ziegelhütten-Beständerin, welche catholisch ist.

Der lutherische Pfarrer von Malstatt heißet Streccius, der catholische Pastor Namour von St. Johann. Es stehet weder Kirche noch Schule allhier, sondern die Lutheraner sind nach Gersweiler und die Catholiken nach St. Johann eingepfarret. Mit dem Zehender wird es wie zu Gersweiler gehalten. Weil das Land noch nicht accuraté gemessen ist, so kann man nicht wissen, wieviel Morgen zur Krüghütte gehören.

Es wächst wenig Frucht allhier und bestehet die Hauptnahrung in der Krüg-Beckerey und respective Ziegelhütte.

Die Einwohner haben keine gemeinen Einkünfte, und ihr Vieh hat die Weide in dem Stiftswald. Sie stehen alle in mittelmäßigem Vermögen. Da sie weder Feuerwehrgeräte noch eine gemeine Schwemme besitzen, haben sie an den Gersweiler Feuerinstrumenten Teil.

Die Krugbäcker-Familien

Wenden wir uns nun den Krugbäcker-Familien selbst zu. Was wissen wir von ihnen? Über die alten Familien können uns auch ihre Nachkommen keine näheren Auskünfte mehr geben. Kneip¹⁹⁾ weist in seiner kleinen Schrift auf das evangl. Kirchenbuch hin, da die Mehrzahl der Krugbäcker evangelisch war. Er fertigte die nachstehende Liste, vom Verfasser ergänzt, darüber an:

Im Jahre 1726, also fünf Jahre nach Einführung der Krugbäcker in Krughütte sind folgende genannt²⁰⁾:

Stötzer Johann Dietrich

Stötzer Emmerich

Müller Johann Georg

Dacher Johann Martin

Güth Nicolaus

Weiter sind verzeichnet:

1736 Braun Johann Philipp

1756 Braun Philipp aus Mühlen

1776 Braun Philipp

1783 Braun Johann Daniel

Der Nachkomme eines Braun mit Vorname „Fritz“ lieferte in späteren Jahren an die Gersweiler Steingutfabrik und an die Töpferei Paasche in Saarbrücken 1 guten Krughütter Lehm aus seiner Lehmkaul mit eigenem Fuhrwerk.

1787 Braun Philipp

1732 Crämer Joh. Michel, Erzgräber

Dieser war engagiert, den schweren Lehm zu graben

1748 Dietz Salomon

1737 Immich Joh. Phil., Pfeifenbäcker aus Nassau-Dietz

1740 Wild Simon, Pfeifenbäcker aus Mülhausen

Man vermutet, daß die beiden genannten Pfeifenbäcker Tonpfeifen hier herstellten, zumal sich im benachbarten Schoenecken (Lothr.) auch eine Pfeifenfabrik befand.

1732 Scholl Johann Heinrich

1734 Scholl Gottfr., Schneeberg

1742 Scholl Joh. Philipp

1745 Scholl Joh. Emmerich

Die Nachkommen der Scholl sind auch als Backsteinfabrikanten im nahen Klarenthal bekannt gewesen.

1736 Stötzer Phil. Jakob

Stötzer, Joh. Phil.,

geb. 1717 in Mühlen

Stötzer, Joh. Nik.

Im Bannbuch von Gersweiler sind 1762 eingetragen: Emmerich Braun, Phil. Braun und Phil. Stötzer. Nachfolgender Gemeinschaftsofen u. Platz, die Hälfte vom vorigen Krügofen und Platz, der mit Em. Braun gemeinschaftl. Krügofen und dazu gehörige Platz einseits, vorigen gemeinschaftl. Ofen und Platz andererseits.

Anmerkung:

Weitere Namen von Krugbäckern und deren Familien werden in einer später erscheinenden Arbeit über die Klarenthaler Backsteinfabriken veröffentlicht.

Am 17. September 1784 fand die Einweihung der neu erbauten evangl. Kirche in Gersweiler, Hauptstraße, statt. Bei dieser Gelegenheit taufte der derzeitige Pfarrer den Sohn des Krugbäckers Stötzer namens Johann Jakob aus Krughütte als ersten Täufling ²¹⁾.

Ein Krugbäcker namens Stötzer wanderte von hier nach Jugoslawien aus. Vor Jahren nahm ein dortiger Prediger namens Stötzer die Verbindung mit den hiesigen Verwandten wieder auf. Leider kam kürzlich (1965) ein Brief des Verfassers nach Jugoslawien als unbestellbar zurück.

Eine weitere Bannbuch-Eintragung nennt:

Henne Lorenz Witwe

Haus mit Ziegelofen u. gemeinschaftl. Erdkaulen.

Im Jahre 1739 ging der Ziegelhof durch Erbbestandsbrief an die Gemeinde Gersweiler über, der das Land teilweise an den Ziegler Henne verkaufte. *Geheimrat Lohmeyer* teilte dem Verfasser mit, daß auf dem alten kath. Friedhof, um die Kirche, in St. Johann sich einst ein hübscher Rokokograbstein mit Kranz und Weihwasserbecken befand, der einem Krugbäcker Henne von der Krughütte gesetzt war. Dieser Stein kam bei Straßenbauarbeiten vor ca. 60 Jahren wieder zum Vorschein. Offenbar handelte es sich dabei um den zuvor aufgeführten Ziegler Lorenz Henne.

Köllner, in Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann, 2 Bd., Seite 427, nennt die Zahl der kath. Haushalte. Danach hatte Krughütte einen, Gersweiler acht und Ottenhausen drei kath. Haushalte. Die Katholiken Gersweilers bedienten sich des Friedhofs auf dem Deutschhaus in Saarbrücken, die übrigen begrub man zu St. Johann um die Kirche. Beim Bau der neuen kath. Kirche in St. Johann rückte man die Kirche etwas heraus, weshalb die Behörde einen neuen Friedhof am Obertor in St. Johann anlegte.

Als Gemeinschaftsbesitz sind weiter eingetragen:

Die Krügbäcker auf der Krüghütt.

Ein Stück Land, die Erdkaul genannt, worinnen die Krügbäcker ihre Erdgraben. Anlieger mit Erdkaulen ist Lorenz Henne Witwe.

Eine Eintragung aus dem Jahre 1762 lautet:

Müller Georg,

Scheuer, Stallungen, Garten und Hof, 3 Morgen Land und bes. Garten, weiterhin ein Krügofen und dazu gehörigen Platz in Erbbestand.

Kneip ²²⁾ stellte vor Jahren im Kannenbäcker Land persönlich fest, daß die meisten hiesigen Töpfer aus Mühlen und Rettert stammten, (südl. d. Lahn) und daß die Namen Scholl, Stötzer, Braun und Müller in diesen Orten heute noch vorkommen.

Im Jahre 1952 fand sich auf dem Speicher eines Krugbäcker-Hauses ein alter, aus Lehm gebrannter Krug mit dem runden Stempel „Selters“, darunter befanden sich ebenfalls eingebraunt die Worte „Herzogtum Nassau“ Man glaubt, daß ein zugewanderter Krugbäcker damals den Krug (als Labelflasche für die Reise) von seiner Heimat mitbrachte.

Die Krugbäcker und Ziegler beteiligten sich auch ehrenhalber an der Dorfverwaltung. (Amtsverwaltung.) So gehörte z. B. am 10. Januar 1823 zum Schöfferrat der Bürgermeisterei Gersweiler (wazu auch Krughütte gehörte) u. a. Johannes Henne, Heinrich Maul und Peter Seewald.

Im Jahre 1822 sind u. a. zur Zahlung von Schützengeld (Feldaufsehergeld)

Abb. 14

sieben Familien Braun, eine Familie Henne, eine Familie G. Henne Kdr., eine Familie Herrmann, eine Familie Müller Ph. Kinder und eine Familie Scholl veranlagt²³⁾.

Hieraus geht auch hervor, daß einzelne Krugbäcker über größeren Landbesitz verfügten. Damit hat die Verwaltung ihre siedlungspolitischen Vorhaben erreicht.

Wir erfuhren in Vorstehendem die Anfänge von dem Krugbäckerdorf „Krughütte“. Wie bereits erwähnt, stand die kleine Siedlung mitten im Walde, im Stiftswald, dessen Besitzer das Stift St. Arnual bei Saarbrücken war. Das Land gehörte zur Grafschaft Saarbrücken. In der französischen Revolutionszeit besetzten die Franzosen das Land. Von 1798 bis 1815 verwaltete der Maier von Saarbrücken das Dorf mit. Vom 30. November 1815 bis 1821 gehörte die Krugbäckerei zur Meierei Gersweiler und unterstand dem Gersweiler Meier. Nach dem zweiten Pariser Frieden teilte die Regierung das gesamte Saarland der Rheinprovinz zu. Die Grafschaft Saarbrücken löste sich durch die Ereignisse auf. Inzwischen übernahm der Bürgermeister von Ludweiler die Mitverwaltung der Bürgermeisterei Gersweiler und somit auch Krughütte. Im Jahre 1821 gilt Krughütte als selbständige Gemeinde (von Gersweiler abgetrennt). 1855 erfolgte die Vermessung der Gemeindebänne von Krughütte und dem angrenzenden Gersweiler Landgebiet. Im Jahre 1913 kam die Vereinigung von Krughütte mit der benachbarten und angrenzenden Gemeinde Klarenthal zu Stande; wie zuvor erwähnt. Letzterer Ort feierte 1962 sein 300jähriges Bestehen. Klarenthal entstand durch die Etablierung einer Glashütte in dem walddreichen Gebiet.

Am 2. Januar 1953 schied Klarenthal-Krughütte aus dem Amtsbezirk Gersweiler aus und bildet seither eine selbständige Gemeinde. Man kann sagen, daß sich die nunmehrige Gemeinde seitdem bestens entwickelt hat.

Genau so wechselreich wie die politische Vergangenheit unseres Krugbäckerdorfes, hart an der französischen Grenze gelegen, war auch die kirchliche. Die evangelischen Bürger von Krughütte gehörten bis zum Jahre 1738 und von 1846 bis 1928 zur Kirchengemeinde Gersweiler. Von 1928 ab vereinigte man die Orte Krughütte und Klarenthal zu einer selbständigen Kirchengemeinde. Die Aufsicht lag noch bis 31. Dezember 1930 in den Händen des evangl. Pfarrers von Gersweiler. Ab 1. Januar 1931 bekam Klarenthal einen eigenen Pfarrer.

Die Katholiken von Klarenthal wurden 1802 von St. Johann nach Völklingen umgepfarrt, während die von Krughütte weiter bei St. Johann (Saarbrücken 3) verblieben²²⁾.

Die evangelischen Verstorbenen aus den beiden Dörfern beerdigte man vor 1885 in Gersweiler, die katholischen in St. Johann, wie zuvor erwähnt. Letztere gehörten von 1866 ab zur katholischen Kirchengemeinde Gersweiler. Ab 1. Juli 1930 fanden sich die Katholiken beider Dörfer (Krughütte und Klarenthal) zusammen und bildeten die katholische Gemeinde Klarenthal als selbständige Kirchengemeinde. Die beiden Kirchengemeinden besitzen je eine eigene Kirche. Die Katholiken erbauten im Jahre 1927 und die Evangelischen 1931/32 jeweils ein Gotteshaus in Klarenthal.

Inzwischen hat sich eine „Neuapostolische Gemeinde“ gegründet, die im Jahre 1925 auch eine eigene Kirche erstellte.

Eine Bekanntmachung vom 10. Februar 1955 erteilt den Gemeinden Klarenthal und Krughütte das Recht zur Führung eines Gemeindewappens auf

Grund des § 4 der Gemeindeordnung vom 10. Juli 1951. Nachstehend Beschreibung des Wappens, welches von Kurt Hoppstädter entworfen wurde ²³⁾:

Schild geteilt, oben in Silber ein schwarzer, rot bezungter und gewaffneter Leopard mit nach unten geschlagenem Schwanz; unten in Schwarz zwei silberne gekreuzte Glasmacherpfeifen, überdeckt durch einen silbernen Krug. — Mit Urkunde vom 9. April 1662 gründete Graf Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken im Schiffsitterswald eine Glashütte und ließ außerdem die für die Arbeiter erforderlichen Wohnungen und ein Herrschaftshaus erbauen. Trotz der nur kurzen Lebensdauer der Glashütte entwickelte sich hier das heutige Dorf, das der Gründer zu Ehren seiner Gemahlin Eleonore Klara, einer geborenen Gräfin von Hohenlohe-Gleichen, „Klarenthal“ genannt hatte. Mit dem Dorf vereinigte sich die aus einer um 1721 angelegten Kannenbäckerei entstandene Siedlung Krughütte.

Im oberen Teil des Wappenschildes wurde zur Erinnerung an die Patin des Ortes Klarenthal ein schwarzer Leopard aufgenommen, da die Grafen von Hohenlohe zwei schwarze Leoparden in Silber in ihren Wappen führten. In der unteren Schildhälfte befindet sich ein in der Kannenbäckerei hergestellter Krug, der zwei gekreuzte Glasmacherpfeifen überdeckt. Damit haben die beiden Industriebetriebe, denen Klarenthal und Krughütte ihre Existenz verdanken, im Wappen Ausdruck gefunden.

Die Kannenbäckereien sind längst eingegangen. Die Nachkommen in diesem peripheren Wirtschaftsraume mit seinen fruchtbaren Lehmböden haben als Kleinbauern hier weiter gewirtschaftet. Ein Großteil der Einwohner ist bei den inzwischen eröffneten Bergwerken und der Saar-Eisenindustrie beschäftigt. Die alte regionale Dorfindustrie ist in Vergessenheit geraten.

Im benachbarten Klarenthal entwickelten sich eine Menge Kleinbetriebe mit der Produktion von Backsteinen, auf die an anderer Stelle noch näher eingegangen wird. Eine später entstandene Dampfziegelei konnte die Steine billiger und schneller herstellen. Infolge dieser Situation mußten die Kleinbetriebe ihre Produktion einstellen. Die Dampfziegelei Klarenthal ging im Laufe der Jahre in andere Hände über. Grubensenkungen und die dadurch entstandene Baufälligkeit der Fabrikgebäude veranlaßten den letzten Inhaber die Fabrik und damit den Betrieb der Dampfziegelei, zu schließen.

Auf diese Weise ist die hier örtliche Keramik- und Ziegelstein-Industrie, insbesondere zuerst die Krugbäckerei durch die Einflußsphären der benachbarten Eisenindustrie und der umliegenden Bergwerke eingegangen.

Die nun zu Pendlern der Saar-Schwerindustrie und Kohlengruben gewordenen Arbeiter verdienen ihren Lebensunterhalt in den großen Werken und Kohlengruben leichter, vielleicht sorgloser und unbeschwerter. Sie sind heute hauptsächlich beschäftigt sowohl in der Saar-Eisenindustrie, und in den Saar-Kohlengruben, als auch jenseits der Grenze in der französisch-lothringischen Industrie und in den französischen Bergwerken.

Urkunde über die Gründung von Krughütte ²⁴⁾

Wir Carl Ludwig graf zu Nassau-Saarbrücken usw. bekennen hiermit; demnach Unß Unterthänigst vorgetragen wordten, wasmaßen die Erd bey der Aspacher Ziegelhütte tauglich seye, eine Manufactur von steinern Geschirr daselbst anzurichten und Wir dann vortrüglich befunden, solche Gelegenheit nicht außer acht zu laßen; Als haben Wir mit hiernach folgenden

so genandten Kannenbäckern, so sich darumb angemeldet, namentlich Hannß Georg Krummrich, Hannß Peter Wingender, Johannes Wingender und Hannß Caspar Krummrich, alle von Ransbach; Churtrier, Jurisdiction einen Bestand schließen laßen wie folget: Nemlich Wir erlauben Ihnen:

1. Ihre Kannenbäckerey-Profession zu treiben, steinern Geschirr zu machen und solches zu verkaufen, wozu Sie Erde, Stein und Sand, wo Sie finden, doch ohne Schaden nehmen mögen.
2. Wollen Wir jedem von obigen vier Beständtern zum Anbau Ihrer Häuser einen Platz das Hauß darauf setzen, und am Bauholtz überhaupt 24 Stämme a 7—8 Zoll, sambt denen benöthigten Köppern, sodann jedem noch einen Garten von einem Morgen Landts anweisen lassen.
3. Sofern sich aber Gelegenheit finden sollte, daß man Ihnen etwas an Landt, Felder oder Wiesen daraus zu machen, anweisen würde, so sollen Sie wie die Unterthanen von Clarenthal gehalten werdtén, und daneben sowohl von Gärten, als Feldern den herkömmlichen großen und kleinen Zehndten zu entrichten haben.
4. Wird Ihnen zu Ihrem da beßeren Auskommen erlaubt, Vieh zu halten, deswegen Wir verfügen laßen werdtén, daß der Hofraum zu Aspach und der gewesene Müller nahe dabey Ihr Vieh mit Ihnen in einer Heerdt hütten laßen, damit keiner Ursach zu einer Unruhe zwischen Ihnen entstehe, und wegen derer Schweine werdtén Sie im übrig wie die Nachbahren gehalten werdtén.
5. Sollen Sie gehalten seyn, Ihr Saltz, gleich anderen Unsern Unterthanen bey dem hießigen Saltzkasten zu nehmen und kein frembd Saltz in das Land bey herkömmlicher Straf zu bringen, es seye denn, das dasjenige, so auf der neuen Saltzsode wird gesotten werdtén, nicht Tauglich zu dem Steinern Geschirr wäre, in welchem Fall Ihnen soviel Sie zu Ihrer Arbeit nöthig haben werdtén, anderwärts zu holen erlaubt seyn solle, doch bey gleichmäßiger Straf, wann Sie das geringste davon anderwärts verwendeten.
6. Dagegen solle aber auch denen Häfnern in Unserer Grafschaft nicht erlaubt seyn, Ihre Hafenarbeit mit Saltz zu machen, sondern bey dem Herkommen zu bleiben gehalten seyn.
7. Undt solle dieser Accord a dato an 30 Jahre währen, undt Sie während solcher Zeit wegen Ihrer steinernen Geschirr Manufactur nicht nur Personal-Freyheit genießen, sondern auch in keiner Landtbeschwerung in Reichs-Creyß und Landtanlagen gezogen werdtén.
8. Vor diese Vergünstigung aber Ihre Kannenbäckerey-Profession solcher gestalt zu treiben, sollen Sie brombenst einen Dutzend Schärben in Unsern Lustgarten jährlich von jedem Gebäck oder Ofen, davon das erste aber frey seyn solle, in Unserer Renthey drei Gulden 15 Albus, und vor das zu brauchende Klafterholtz, welches von dem Förster jedesmahl aufgeschrieben und zuvor von dem Platz nicht abgeführt werdtén solle, von jedem Klafter ca. 6 Schuh breit und hoch, und 7 Schuh lang. Einen halben Gulden hießiger Währung jedesmahl richtig zahlen. Auch
9. Daneben Unsere allgemeinen Landtordnungen in allen Stücken Sich als Treue Beständtern geziemet, gemäß Bezeugen, mithin sich gegen Uns unterthänig auch unseren nachgesetzten Befehlshabern gehorsam undt gewärtig Bezeugen. Welchenfalls Wir Sie dann auch gebührendermaßen schützen werdtén.

Zu Unserem Urkunt haben Wir dieses eigenhändig unterschrieben und Unser gräfl. Insiegel beydrucken lassen.

So geschehen Saarbrücken, den 29. Juli 1721.

(L. S.) gez. Carl Ludwig, Graf zu Nass.-Saarbr.

Quellen und Anmerkungen:

- 1) Das heutige Dorf Krughütte liegt ca. 10 km südwestlich von Saarbrücken entfernt, nahe der französischen Grenze, nördlich der lothr. Stadt Forbach.
Dieser periphere Wirtschaftsraum an der Grenze zweier Länder, dessen Bürger zu der keramischen, handwerklichen Arbeit, als auch infolge des kleinen Raumes zur kleinbäuerlichen Landwirtschaft gewissermaßen gezwungen waren, blieben wie auch Lex ¹⁹⁾ schreibt „alle in mittelmäßigen Vermögen“.
- 2) Das Dorf Abespach, später Aschbach genannt, ist heute Wüstung. (Unter Wüstungen sind eingegangene Gehöfte und Dörfer zu verstehen.)
- 3) Hof mit Kirche, nachdem kleines Dorf mit Ziegelei. Diese alte ehemalige Kirche gehörte später den Grafen von Saarbrücken. Im 30jährigen Krieg erinnerte sich die Saarbrücker Stadtbehörde der einsam gelegenen Kirche. Die Stadt kaufte sie, um diesen Bau als Pestlazarett einzurichten. Beim Umbau lieferte die dortige Ziegelei Abespach die Ziegeln. (In Ermangelung einer eigenen Kirche besuchten die Gersweiler bis zum Jahre 1618 die Aschbachkirche.) Dieser uralte Bau, dessen Kellermauern fischgrätenartig aufgeführt sind, gehört wahrscheinlich in die Zeit um 1000 n. Ch.
Die Ortsbehörde Gersweiler zerstörte im Jahre 1963 ohne jeden ersichtlichen Grund dieses seltene Bauwerk, welches zu den ältesten Bauten unserer Gegend gehörte. Die Saarbrücker Allgemeine Zeitung schrieb am 8. Oktober 1963:
„Ziegelhof bei Gersweiler unter behördlichem Schutz abgerissen.“ Die Schlagzeile hieß: „Denkmalpflege mit dem Bagger!“
- 4) Büch Carl, Die Geschichte einer alten Kirche und ihr Untergang, in Evangl. Kalender 1964, Seite 201/3, Verlag Sonntagsgruß, Heusweiler (Saar).
Büch Carl, Die Wüstung Aschbach und ihre Geschichte in Saarheimat 5. Jahrgang, Heft 1 u. 2, Verlag „Die Mitte“, GmbH, Saarbrücken 3, Seite 21–26.
Obwohl die augenblickliche Verwaltung der Gemeinde Gersweiler auch weiterhin äußerst wenig Interesse für die Erhaltung dieser, nunmehr zur Ruine gewordenen uralten Kirche zeigt, wäre es doch angebracht, wenigstens die letzten Reste, auch die Keller, als Sehenswürdigkeit vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, indem das verbliebene Mauerwerk durch Zement weiter befestigt würde. Abb. 18
- 5) Büch Carl, Die Wüstung Aschbach und ihre Geschichte, s. 26 in Saarheimat, 5. Jahrgang.
- 6) Büch Carl, wie zuvor.
- 7) Ransbach liegt zwischen Lahn- und Sieg, im sogen. Kannenbäcker Land.
- 8) Letten = Ton, Lehm.
- 9) Staatsarchiv Koblenz 22, Nr. 2472, 3, 4, 5, 6 u. 4520.
- 10) Köppern = Holzkeile zur Verbindung zweier Balken.
- 11) Staatsarchiv Koblenz Nr. 24.
- 12) Staatsarchiv Koblenz Nr.
- 13) Der Schuppen ist seit Jahren abgerissen. Er stand vor dem erwähnten Krugbäckerhaus in der Friedrichstraße.
- 14) Auch jetzt finden sich noch auf der Krughütte, meist in alten Häusern, Krugbäcker-Erzeugnisse aus damaliger Zeit. So sind z. B. Bauchkrüge immer noch in Gebrauch, oder stehen in einer Kellerecke herum.
- 15) Frau Herrmann †, aus der Friedrichstraße in Krughütte, teilte vor Jahren dem Verf. persönlich mit, daß noch bis 1870 Wasserleitungsrohre, sogen. Deicheln, angefertigt wurden.
- 16) Die Aufträge und Rechnungen befinden sich beim Bürgermeisteramt in Gersweiler.
- 17) Arnold Hermann, Soziale Isolate im Mosel-, Saar-, Nahe-Raum seit dem 18. Jahrhundert. Veröffentl. des Instituts für Landeskunde des Saarlandes Saarbrücken 1964, Saarbrücker Zeitungsverlag, Saarbrücken.
- 18) Büch Carl, Die Gersweiler Glashütten in Saarbrücker Hefte Nr. 21, Seite 89.
- 19) Lex C., Rat und Amtmann Saarbrücken, handgeschr. Schriftstück von 1756.
- 20) Kneip Chr. †, Heimatbilder von Dörfern und Höfen zwischen Saar und Warndt, Druck: Hofer, Saarbrücken 1934.
- 21) Superintendent Engel, 375 Jahre evangl. Kirche an der Saar, Seite 61, Verlag Sonntagsgruß der evangl. Kirche im Rheinland für das Saargebiet.
- 22) Kneip, wie oben.
- 23) Rechnungsbelege der Bürgermeisterei Gersweiler von 1822.
- 24) Staatsarchiv Koblenz 22 Nr. 2473.
- 25) Kurt Hoppstädter, Die Wappen des Saarlandes 1. Teil, Verlag: Historischer Verein e. V. für das Saarland, Saarbrücken 3.

DER RETTENDE WEG

I

Was stieß aus dem Herzen über Zunge und Lippen das Wort einst
Und trieb es im reimenden Tanze dahin,
Daß im Takte Hall und Widerhall schwebende Hände sich reichten?

War es Triumph, was da sang, des mächtigen Herzens,
Das über Blumen und Gräber die Füße setzt:
ICH, das tanzende Herz,
Das den Weltboden mit seligen Zehen betupft,
Zornigen Sohlen bestampft,
Vögel aus sanften Winden sich greift,
Blitze aus den Gewittern fängt
Und den Donner aus Wolkenpauken trommelt?

Nichts! Keine Macht! Keine Herrschaft!
Furchtbaren Dienst, von wer weiß welcher Gewalt —
Nenne den Namen Gotts nicht! — befiehlt:
Reimt nicht!
Ihr wißt nicht den Reim der Welt.
Tanzt nicht!
Verrucht ist der Traümtäüscher Rausch,
Der euch Tänzern die Füße mit schönen Lügen beflügelt.

Hier ist der Weg,
Der unerbittliche Weg der Erkenntnis,
Hier das Amt:
Nicht Schönes zu zaubern, Steine in Blumen zu wandeln:
Die Wahrheit zu sagen des Wegs — Stein ist Stein, Abgrund Abgrund —
Die Wahrheit,
Wenn auch die ungeheure zum Stöhnen zwingt
Und wir vor dem schrecklichen Antlitz nur stammeln.

II

Seid ihr noch stolz, Männer des wilden Jahrhunderts?
Wer hat nicht gemordet von euch, ihr Tapfren, Medaillengeschmückten?
Seid ihr noch stolz, Mütter?
Wessen Sohn hat nicht erschlagen, ward nicht erschlagen,
Zeigte die blutige Mordhand, trat euch mit gräßlich gespaltener Stirn an?

Und ihr, Kinder, wißt ihr dem Vater die Seife,
Blut von den Fingern zu waschen?
Einer Mutter Kinder hat er erschlagen.
Kain heißt, Kinder, der Vater, Kain heißt, Mütter, der Sohn,
Und Abel liegt — öffnet die Augen! —
Vor eurer Türe erschlagen!

Seht', er liegt auf dem Antlitz,
Die Arme nach vorne geworfen,
Und rings um den Kopf dunkelt das Blut.

Ihr aber, jedesmal wenn ihr ausgeht
Zum Spiel, zum Handwerk, zum Einkauf, zum Tanz,
Jedesmal tritt euer Fuß auf den Toten
Als wäre er Erde, Stein, Asphalt,
Jedesmal tritt euer Fuß dem Toten
Den Rücken, die Beine,
Den Kopf, die vorausgeworfene Arme.
Ihr tretet ihn nicht in den Boden hinein,
Er liegt, Blinde, auf eurer Schwelle,
Auf eurer Schwelle liegt der gemordete Abel!

III

Ihr kichert und kauzt und zeigt mit dem Finger:
„Hier ist einer verrückt geworden!
Sieht jemand einen Toten vor seiner Tür?
Keine Stunde läg er, und es lief' wie am Schnürchen:
Polizeialarm, Mordkommission, Obduktion, Begräbnis, Staatsanwalt,
Richter, Verteidiger, Verbrecher, Henker, Fallbeil.
Hier herrscht Ordnung, Morde sind selten, werden gesühnt,
Unsere Schwellen sind sauber,
Saubere Erde, sauberer Stein, sauberer Asphalt.
Wir sind anständige Leute,
Leben in einer Kulturwelt —
Mit Irrenhäusern, Narr!“

Kommt, ihr Selbstsicheren, kommt hundert Meter weit
Schritt vor Schritt mit dem Narren!
Seht ihr?
Hier standen Häuser, Wand an Wand, straßenlang, meilenweit,
Hier steht meilenweit nichts mehr.
Hier liegt meilenweit Schutt.
Hier blüht, wie das Jahr es will,
Mohn rot, Hedrich gelb, Seifenkraut rosa
Und Gras auf bucklichen wilden Wiesen.
Gras, Mohn, Hedrich, Seifenkraut kümmern Landschaft vor.
Hier ist keine Landschaft.
Hier ist Steinschaft, Trümmerschaft, Schuttschaft,
Ein ungeheurer Mordplatz, den die Vögel meiden:
Hier starben in einer Bombennacht achtundzwanzigtausend Menschen von
Menschenhand.
Unschuldig? Schuldig?
Männer, Brüder, Väter, Söhne der Gemordeten
Mordeten Frauen, Kinder, Schwestern, Eltern der Mörder.
Begreift die Verwandtschaft, die Kainschaft!
Hier liegt, Brüder Kain,
Achtundzwanzigtausendmal der erschlagene Abel!

IV

Wir müssen gehen,
Kommt, über den Teppich aus Toten gehen!
Schließt die Augen,
Nur der Erste halte sie offen,
Die andern fassen sich an und lassen die Lider sinken.
Nichts sehen,
Nur mit den Sohlen bis in die Augen fühlen:
Wir gehn über Tote
Den furchtbaren Bußgang.

Denn jeder drunten, den unsre Sohle trifft,
Regt stöhnend die Brust, und es wogt unter den Sohlen
Schuld, Qual und Verdammnis;
Und eh wir den Fuß auf den nächsten Stöhnenden setzen,
Tritt er uns selbst, und am Ende weiß keiner:
Liegt er am Boden und über ihn wandern
Mächtig die Toten, ihm stöhnt die Brust
Unter den wandernden Füßen,
Und der Toten Macht wandert wie Berge über die Lebenden hin.

V

Keiner kam mit.
Ich gehe allein.
Selten sehe ich weit einen
einsam über den Totenteppich gehn.
Keiner wendet dem andern sich zu.
Müssen sich Brüder der Freundschaft versichern?
Brudergewiß gehn sie des Wegs, und von den Toten
wird ihnen alles gesagt.
Herzerschütternd aber trifft sie von drunten das Wort:
Wer nicht uns Tote begeht,
Hätschelt das Unheil.
Noch spielt es Kind,
Morgen doch frißt der Gigant die Hätschler!

VI

Wessen sonst noch unter den wandernden Füßen
Totenmächtig die Rede geht,
Sturmstöße der Klage, des Leids,
Erschüttern die Trümmer unter den Sohlen — hört:
Heillos haben wir selbst uns hinabgestorben!
Leichter trügen wir drunten den eignen verwerflichen Tod,
Hätten wir nicht die Kinder unser im Sturz mit hinabgerissen;
Die einst wie plaudernde Blumen an unsern Händen gingen,
Schleichen unten im Totfremden um
Und ziehen uns rastlos vorwärts an ihren leblosen Händchen,
Das Leben zu suchen mit Püppchen und Bärlein,
Fliegendem Ball und tanzendem Kreisel
Und abends im Schummern dem summenden Schlaflied der Mutter.

Nachts aber liegen sie uns auf der Brust, und schlaflos
Wiegen wir atmend die süße schreckliche Last,
Frieren vor Angst, daß sie aufs neue zum Totentage erwachen.
O hört es droben! Rettet euch alle vor solchem Tode!
Rettet die Kinder, die spielenden, plaudernden Blumen,
Rettet sie alle, daß nicht wie wir in gewaltigem Totensturze
Kinder-, Mütter- und Väterlawinen abwärtsdonnern!
Euer gerettetes Leben komme am End eurer Tage
Nieder in unsere Nacht, nachleuchtend vom Leben,
Daß die Kleinsten unser selig zu euch ihre Händchen erheben.

DIE MEDIZINISCHEN HOCHSCHULKURSE 1946 IM LANDESKRANKENHAUS HOMBURG (SAAR)

Keimzelle der Universität des Saarlandes

Abb. 19–21 Wenn ich mir im Folgenden erlaube darauf einzugehen, wie es 1946 zur Durchführung von medizinischen Hochschulkursen am Landeskrankenhaus Homburg und damit zur Begründung einer wissenschaftlichen Institution kam, die die Keimzelle für die 1947 errichtete Universität des Saarlandes wurde, so deshalb, weil die damit zusammenhängenden Geschehnisse und Vorgänge, wie es die nur spärlich darüber vorhandene Literatur ¹⁾ und verschiedene an der Gründungsgeschichte der Universität interessierte Persönlichkeiten mir bestätigten, infolge ihrer durch die Nachkriegszeitverhältnisse bedingten mangelhaften Dokumentation ²⁾ in völlige Vergessenheit zu geraten drohen, zum anderen, weil es mir damals vergönnt war, als Chef der Abteilung Öffentliches Gesundheitswesen (santé publique) der französischen Militärregierung für das Saarland mehr oder weniger tätigen Einfluß auf die Gestaltung der Hochschulkurse und ihre Nachfolgeinstitutionen auszuüben, ich mithin gewissermaßen aus erster Hand berichten kann. Als ich am 26. Juli 1945 in Saarbrücken, das ich als gebürtiger Straßburger von früher her gut kannte, ankam, um mein Amt bei der am 29. Juli 1945 für das Saargebiet installierten Militärregierung zu übernehmen, konnte ich allerdings nicht ahnen, daß mein Wirkungsbereich sich schon nach ein paar Monaten um eine solch interessante Betätigung, wie die Einrichtung der Hochschulkurse es war, erweitern würde. Zunächst gab es bei dem Aufbau des öffentlichen Gesundheitswesens und seiner Organisation in dem vom Krieg hart betroffenen Land vordringlichere Aufgaben. Ich möchte mich nicht in Einzelheiten verlieren ³⁾, sondern nur daran erinnern, in welchem Maße die Bevölkerung, darunter ein nicht geringer Prozentsatz von Flüchtlingen und Fremdarbeitern, von Seuchen bedroht war, zumal in den am meisten von den Kriegszerstörungen betroffenen, noch immer sehr dicht besiedelten Industriegebieten, wo die katastrophale Ernährungslage sich am meisten auswirkte und Erwachsene und Kinder dem Hunger ausgesetzt waren ⁴⁾. Mit dem Absinken der Ernährung auf unter 1000 Kalorien pro Person und Tag, d. h. auf etwa ein Drittel des normalen Bedarfes, stiegen auch die Krankenziffern. Akute Infektionskrankheiten, Typhus und Diphtherie, traten mehrfach in bedrohlicher epidemischer Form auf und verlangten energische Gegenmaßnahmen, ebenso die Tuberkulose, die beängstigend zunahm. Andererseits war die ärztliche Betreuung unzureichend. Es fehlte an Ärzten, Pflegepersonal und an den notwendigen Medikamenten. Die Zahl der belegbaren Krankenhausbetten war von ca. 7000 vor dem Krieg auf ca. 2500 abgesunken, von denen zudem noch ein erheblicher Teil, so z. B. im Landeskrankenhaus Homburg, von Verwundeten, Soldaten und Zivilisten, belegt war. Zahlreiche größere Anstalten, so das städtische, das Burbacher und das Rastpfuhl-Krankenhaus in Saarbrücken, waren fast völlig zerstört, den restlichen fehlte es an Pflegepersonal, Ausstattung, Betten, Pflegematerial. Von den bedeutenden Krankenhäusern war das Landeskrankenhaus Homburg am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen,

so daß ich die relativ normalen Verhältnisse der Anstalt, die sich mit ihren in den Parkwald gebauten Pavillons zudem einer landschaftlich schönen und gesunden Lage erfreute, sehr bald zu schätzen lernte. Erwähnen möchte ich noch, daß ich ab Anfang meiner Tätigkeit ein freundschaftliches Einvernehmen zu dem Chef des Regierungspräsidiums Saar, der damaligen obersten zivilen saarländischen Behörde, Regierungspräsidenten Dr. H. Neureuther, fand. Bei der Überlastung des nicht selten mit unzulänglichen Kräften besetzten zivilen Verwaltungsapparates war es oft unumgänglich, dringende Probleme in einer persönlichen Unterredung mit ihm durchzusprechen, so daß ich wenn nicht täglich, so doch mehrmals in der Woche mit ihm zusammentraf ⁶⁾.

Nicht zuletzt darf ich es auf unser gutes persönliches Verhältnis zurückführen, daß Dr. Neureuther Ende Oktober 1945 sich in einer meinen Aufgabenkreis nicht unmittelbar berührenden Angelegenheit an mich wandte. Einige saarländische Medizinstudenten, denen die Fortsetzung ihres Studiums infolge Einführung des Numerus clausus und anderer Schwierigkeiten an deutschen Universitäten vorerst verwehrt war, hatten deswegen bei ihm vorgesprochen. Dr. Neureuther schickte die Studenten, meist ältere Semester, zu mir und ersuchte mich, für sie über die Direktoren der Gesundheitsabteilungen in den Militärregierungen zu Freiburg und Tübingen eine Immatrikulationserlaubnis an den dortigen Universitäten zu erwirken. Ich setzte mich mit meinen Kollegen in Freiburg und Tübingen in Verbindung, hatte jedoch mit meinen Bemühungen keinen Erfolg. Die Universität Freiburg, die stets gern von saarländischen Studenten aufgesucht worden war, hatte im Krieg sehr schwer gelitten; der klinische Betrieb war stark reduziert. Es wurden daher nur Mediziner der Abschlußsemester aufgenommen, wobei Badenser bzw. in Baden ansässige bevorzugt waren. Tübingen, die einzige Universität mit vollem Lehrbetrieb in der französischen Besatzungszone, berücksichtigte, zumal in der überfüllten medizinischen Fakultät, nur württembergische Studenten. Auch der Versuch, in Heidelberg, wo der Numerus clausus eingeführt worden war, eine Studierlaubnis zu erwirken, schlug fehl.

Angesichts der abschlägigen Bescheide erinnerte ich mich, von Prof. Dr. Orth, dem Direktor und Chefchirurgen des Landeskrankenhauses Homburg und von anderen Homburger Ärzten erfahren zu haben, daß unter der Leitung von Prof. Dr. Orth vor und noch während des Krieges am Landeskrankenhaus regelmäßig Fortbildungskurse für Ärzte veranstaltet worden waren, die, wie mir von verschiedenen Seiten bestätigt wurde, über den engeren Kreis des Landeskrankenhauses hinaus Anklang gefunden hatten und einen besonders guten Ruf genossen. Da das Landeskrankenhaus durch die Kriegereignisse kaum in Mitleidenschaft gezogen war und derzeit über eine ganze Reihe von qualifizierten, teilweise habilitierten Vertretern der verschiedenen medizinischen Disziplinen verfügte, so konnte ich mir vorstellen, daß es möglich sein müßte, in Homburg für die an deutschen Universitäten nicht zugelassenen Studenten als eine Art Übergangslösung medizinische Hochschulkurse zu veranstalten.

Ich besprach alsbald meinen Plan mit Prof. Dr. Orth, der spontan auf ihn einging, und bat ihn, das Vorhaben mit den leitenden Herren seines Hauses zu erörtern; des weiteren unterrichtete ich sogleich Dr. Neureuther sowie den Leiter der Gesundheitsabteilung im Regierungspräsidium, Dr. Altmeyer, der täglich zur Rücksprache zu mir kam. Dr. Neureuther war sehr

von dem Projekt angetan und versprach ihm seinerseits jede Unterstützung. Selbstverständlich setzte ich mich auch sofort mit Präfekt Kuntz, dem Direktor der Abteilung Allgemeine Verwaltung (*affaires administratives*) in der Militärregierung, meinem unmittelbaren Vorgesetzten, ins Benehmen. Wenige Tage nach meiner Unterredung mit Prof. Dr. Orth teilte dieser mir telefonisch mit, daß er die Angelegenheit mit seinen Herren durchgesprochen habe und von ihrer Seite der Realisierung der geplanten Kurse nichts entgegenstünde. Daraufhin sprachen Präfekt Kuntz und ich beim Chef der Militär-Regierung, Gilbert Grandval, vor, um die Genehmigung zur Durchführung der Kurse zu erwirken. Grandval, inzwischen hatte auch Dr. Neureuther bei ihm in dieser Angelegenheit interveniert, war voll und ganz mit dem Vorhaben einverstanden und versprach, es in jeder Weise zu unterstützen. Nachdem somit von der maßgebenden Stelle die Genehmigung vorlag⁶⁾, lag es im Interesse aller Beteiligten, die Kurse möglichst bald beginnen zu lassen, zumal bei den wiedereröffneten deutschen Universitäten das Wintersemester schon angelaufen war. In den folgenden Wochen waren jedoch noch eine ganze Reihe von Besprechungen zwischen Prof. Dr. Orth, den leitenden Ärzten und Vertretern der Verwaltung des Landeskrankenhauses Homburg mit mir und meiner Dienststelle nötig, vor allem um eine einigermaßen sichere materielle Basis zu schaffen. In der Sitzung vom 4. Januar 1946 konnte dann der Eröffnungstermin auf den 15. Januar 1946 festgelegt und 83 Studenten, die sich inzwischen angemeldet hatten, die Zulassung zur Teilnahme erteilt werden⁷⁾.

Bezüglich der materiellen Voraussetzungen zeigte die Verwaltung des Landeskrankenhauses Homburg ein nur großzügig zu nennendes Entgegenkommen, das besonders im Hinblick auf die allgemeinen traurigen Zustände sieben Monate nach Kriegsende kaum zu überbieten war. Sie erklärte sich u. a. bereit, Vorlesungsräume und Lehrmittel zur Verfügung zu stellen, und nicht zuletzt für die Studenten, die zweckmäßigerweise im Krankenhaus untergebracht werden sollten, eine ganze Anzahl von Wohnschlafräumen in einigen Pavillons herzurichten sowie ihre Verpflegung zu übernehmen, letzteres zu erschwinglichen Preisen. So hatte jeder Student für die Unterkunft 7,75 RM in den Wintermonaten, 5,75 RM im Sommer monatlich und für eine Tagesverpflegung 1,60 RM zu entrichten. Alle mit der Umstellung, die z. T. erheblich in den Anstaltsbetrieb eingriff, entstandenen Kosten wurden über den Etat des Krankenhauses verrechnet, dessen Durchführung letzten Endes meiner Aufsicht unterstand.

Es war zunächst vorgesehen, die Kurse zeitlich zwei deutschen Semestern entsprechend durchzuführen, d. h. sie mußten, da sie bereits verspätet anliefen, mindestens bis zum August 1946 dauern, inklusive einer kurzen Ferienzeit von 14 Tagen um Ostern.

Die Gestaltung des Studienplanes oblag im Wesentlichen dem Kursleiter, Prof. Dr. Orth, dem auch die Auswahl der Lehrkräfte anvertraut war. Für einige wenige Disziplinen, die an seiner Anstalt nicht oder unzureichend vertreten waren, wußte er namhafte im Saarland ansässige Fachärzte zu gewinnen. Der Lehrkörper bestand aus nachbenannten Herren des Landeskrankenhauses.

Prof. Dr. med. Orth, ärztlicher Direktor und Chefarzt der chirurgischen Abteilung,

Prof. Dr. med. Wilhelm, Chefarzt der orthopädischen Abteilung,

Dr. med. Heene, Chefarzt der psychiatrischen Abteilung,

Dr. med. Schulz-Schmidtborn, Chefarzt der Kinderklinik,
Dr. med. Klinkenberg, Chefarzt der Frauen- und Geburtshilflichen Abteilung,
Dr. med. Sommer, Chefarzt der Röntgenabteilung,
Dr. med. habil. Doenecke, Chefarzt der Inneren Abteilung (früher Oberarzt bei Prof. Dr. Vollhard, Frankfurt (Main)),
Prof. Dr. med. Stempel, a. o. Prof. der Hautklinik der Universität Bonn, ab Ende 1945 Leiter der Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten,

Von außerhalb der Anstalt wurden hinzugezogen:

Prof. Dr. med. Bach, Direktor des Instituts für Hygiene und Infektionskrankheiten Saarbrücken, derzeit Knappschaftskrankenhaus Sulzbach,
Prof. Dr. med. Ullrich, Leiter der chemischen Abteilung beim gleichen Institut,
Prof. Dr. med. Koehnen, Leiter der bakteriologischen Abteilung beim gleichen Institut,
Prof. Dr. med. Rotter, Leiter der pathologischen Abteilung beim gleichen Institut, derzeit ausgelagert im Homburger Krankenhaus,
Dr. med. Wiedersheim, Facharzt für Augenkrankheiten, Saarbrücken, Leiter der Augenabteilung im Knappschaftskrankenhaus Sulzbach,
Dr. med. Ullrich, Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, Homburg.

Der Schwerpunkt der Vorlesungen sollte auf den klinischen Fächern liegen. Es waren 44 Unterrichtsstunden wöchentlich vorgesehen; davon entfielen auf Innere Medizin 12, Chirurgie 7, Pathologie 5, Orthopädie, Psychiatrie, Gynäkologie und Geburtshilfe, Haut- und Geschlechtskrankheiten sowie Pädiatrie je 3 Wochenstunden, der Rest verteilte sich auf die übrigen Fächer⁸⁾.

Von den 83 gemeldeten Studenten erschienen zum Kursbeginn am 15. Januar 1946 nur 40. Wie zu erfahren war, war es einigen von den im November 1945 sich anmeldenden inzwischen gelungen, an deutschen Universitäten, u. a. in Marburg und München, unterzukommen. Noch im Laufe des Januar erhöhte sich die Zahl der Kursusteilnehmer auf 61. Davon waren 30 im 4., 21 im 5., 7 im 6., 2 im 8. und 1 im 10 Semester⁹⁾.

Nachdem der Lehrbetrieb bereits 14 Tage lief, fand am Montag, dem 28. Januar 1946, anlässlich ihrer Eröffnung ein feierlicher Festakt im Beisein des Gouverneurs G. Grandval, des Regierungspräsidenten Dr. Neureuther, zahlreicher Persönlichkeiten der französischen und saarländischen Behörden und natürlich der Studenten im Kasinofestsaal des Landeskrankenhauses statt¹⁰⁾. Prof. Dr. Orth begrüßte die Festversammlung und dankte allen Stellen, die sich für das Zustandekommen der medizinischen Hochschulkurse eingesetzt hatten, insbesondere der Abteilung öffentliches Gesundheitswesen der Militärregierung des Saarlandes. Die Festrede hielt Prof. Dr. Wilhelm, und zwar verbreitete er sich über die Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Medizin, insbesondere auf seinem Fachgebiet, der Orthopädie. Reg.-Präsident Dr. Neureuther ging in seiner Rede vor allem auf die Unfreiheit von Wissenschaft und Forschung im totalitären NS-Staat ein. Die von Musikdarbietungen umrahmte Feier klang aus mit einer Ansprache des Gouverneurs G. Grandval, der u. a. ausführte, er betrachte sich in Anlehnung an die Ausführungen von Prof. Wilhelm „als Orthopäde des Saargebietes, wo noch sehr viel einzurenken sei“, und unter

dem Beifall der Studenten auch versicherte, er werde sich mit allen Mitteln für die Anerkennung der Kurse als ordentliche Semester einsetzen. Dann erklärte er offiziell die Kurse für eröffnet. Anschließend an die Feierstunde besichtigten der Gouverneur und die Festgäste das Landeskrankenhaus und seine Einrichtungen ¹¹⁾.

Zur Frage, ob und inwieweit bei der Planung und Durchführung der Kurse die Abteilung Unterrichtswesen der Militärregierung unter Direktor Passeveaux eingeschaltet wurde, ist zu sagen, daß ich zwar letzteren über das Vorhaben unterrichtete und auf dem Laufenden hielt. Es wurde mir jedoch völlig freie Hand gelassen, einmal weil die Unterrichtsabteilung allein mit dem Wiederaufbau des Volks- und höheren Schulwesens überbeansprucht war, zum anderen weil es sich hier um eine ad hoc nur für Medizinstudenten geschaffene Einrichtung handelte, deren Belange zunächst am besten noch von meiner Abteilung, von der auch die Initiative ausgegangen war, wahrgenommen werden konnten. Die Unterrichtsabteilung konnte vorerst, was das Hochschulstudium anging, nur vorbereitende Schritte unternehmen. So erließ sie im November 1945 einen Aufruf an die saarländischen Studenten aller Fakultäten, sich bei ihr zu melden. Im Januar 1946 wurde mitgeteilt, es sei unter gewissen Umständen möglich, das Studium an der Universität Nancy aufzunehmen. Aus verschiedenen Gründen konnten dann jedoch erst ab 15. November 1946 die ersten Saarländer sich an französischen Universitäten, besonders in Nancy, Montpellier, Dijon, Poitiers, immatrikulieren. Die Abteilung Unterrichtswesen der Militärregierung des Saargebietes beanspruchte jedenfalls keinen direkten Einfluß auf die Homburger Kurse.

Allerdings wurde mir vom Generalinspektor des öffentlichen Unterrichtswesens der Militärregierung der französischen Besatzungszone in Baden-Baden, General Schmittlein, ein Versäumnis angelastet, für das ich mehr oder weniger verantwortlich war und das anscheinend, wie weiter unten dargelegt wird, doch noch seine Rückwirkungen hatte. Im Drange der Ereignisse hatte ich nämlich versäumt, General Schmittlein um die Erlaubnis zur Durchführung der Kurse zu ersuchen bzw. meine vorgesetzte Dienststelle darauf hinzuweisen, dies zu tun. Über mein ihm eigenmächtig dünkendes Handeln ließ er mir durch seinen Mitarbeiter Colonel Saucin anläßlich eines Besuches in Saarbrücken jedenfalls sein Befremden ausdrücken. Nachdem dann der General, obwohl er eingeladen war, nicht zur Eröffnungsfeier erschienen war, fühlte ich mich veranlaßt, ihm am 28. Januar 1946 einen Brief zu schreiben, in welchem ich mein Bedauern ausdrückte, daß er nicht an der Eröffnungsfeier teilnahm, und mich förmlich entschuldigte, daß ich es vergessen hatte, ihn über die Planung der Kurse zu unterrichten und seine Genehmigung einzuholen. Es sei keineswegs meine Absicht gewesen, ihn vor vollendete Tatsachen zu stellen. Abschließend bat ich noch, nachträglich den Kursen seine Autorisation zu geben und sich für ihre Anerkennung als Universitätssemester einzusetzen ¹²⁾. Eine Antwort auf dieses Schreiben erfolgte nicht, so daß die Angelegenheit als erledigt betrachtet werden konnte.

Die Kurse gingen jedenfalls in dem festgelegten Rahmen ohne jede Beeinträchtigung weiter und fanden, wie es aus einem Bericht des Kursleiters und einem Schreiben des Gouverneurs Grandval an diesen vom 6. Mai 1946 ersichtlich ist ¹³⁾, vollen Anklang bei den Studenten. Der Kreis der Hörer vergrößerte sich ab März – April 1946 langsam aber stetig um weitere saar-

ländische Mediziner, denen die Studienbedingungen in Homburg wesentlich günstiger erschienen als an den überfüllten deutschen Universitäten. Um Ostern 1946, die kurze Ferienpause hatte gerade begonnen, da drohte für die Durchführung des Sommerkurses eine ernste Gefahr von einer Seite, an die vorerst niemand gedacht hatte, und zwar von den mittlerweile angelaufenen Entnazifizierungsmaßnahmen, mit der meine Dienststelle nur am Rande zu tun hatte. Aus meiner persönlichen Einstellung dazu machte ich niemals ein Hehl, zumal ich die tatsächlichen Gegebenheiten, d. h. den Einfluß des totalitären NS-Staates und seiner Organe auf die berufliche und persönliche Sphäre des Durchschnittsbürgers und die daraus resultierenden Verstrickungen zu kennen glaubte. Eine Entnazifizierung war zweifellos gerechtfertigt und unbedingt notwendig. Die Methoden allerdings, wobei größtenteils nach einem starren Schema die gesamte Bevölkerung gesiebt und gesäubert wurde, waren m. E. schon im Ansatz verfehlt. Vielleicht tragen sie mit die Schuld daran, daß der kleine Mann auf der Straße in der Epuration nur eine von den Siegermächten veranlaßte, somit ihrem Aufgabenbereich allein zugehörnde Maßnahme sah, sie daher, zum Schaden der keimenden deutschen Demokratie, kaum aktiv unterstützte, sie einfach über sich ergehen ließ und wie zur NS-Zeit, froh war, wenn er persönlich glimpflich davon kam.

Wie dem auch sei, wenn die von den Sanktionen bedrohten Homburger Ärzte ihre Lehrtätigkeit (nicht die Ausübung ihres ärztlichen Berufes) Ende April hätten einstellen müssen, wären die Kurse wahrscheinlich zum Erliegen gekommen. Nicht nur aus diesem Grunde war ich der Ansicht, die auch von Gouverneur Grandval geteilt wurde, daß, wenn Sanktionen verhängt werden müssen, sie erst nach Beendigung der ersten beiden Hochschulkurse, d. h. etwa Mitte August 1946, in Kraft treten sollten. Regierungspräsident Dr. Neureuther war der gleichen Ansicht und erließ am 27. April 1946 eine für die damalige Zeit bemerkenswert mutige Verfügung, in der er jede Personalveränderung am Landeskrankenhaus Homburg sich selbst vorbehielt, auch dann, wenn sie „von der Militärregierung gefordert wird, da nach deren ständiger Übung eine derartige Willensäußerung lediglich eine Anweisung an das Regierungspräsidium zum Zwecke der Durchführung bedeutet ¹⁴⁾“.

Ein Aufschub wurde insofern erstrebt und erreicht, als die Angelegenheit dem Conseil Supérieur d'Epuration der französischen Besatzungszone zum Entscheid vorgelegt wurde. Am 6. April 1946 ließ Dr. Neureuther dem Vorsitzenden der saarländischen Ärztekammer, Dr. von Brochowski, einen von ihm angelegten Aktenvermerk zur Kenntnisnahme zugehen. Ihm zufolge hat er am gleichen Tag in Abwesenheit des Gouverneurs Grandval „mit Herrn Oberst Dr. Springer Rücksprache genommen. Dieser erklärte, Baden-Baden, welches in der vorliegenden Angelegenheit auch schon wegen der Frage der Anrechnungsfähigkeit der Semester bestimmend sei, dränge auf eine sofortige Entscheidung. Nach seiner (d. h. Dr. Springers) Kenntnis verlangt der Conseil Supérieur d'Epuration lediglich, daß die in Frage stehenden Dozenten mit dem 31. Juli (Semester-Ende) ihre Tätigkeit einstellen; bis zum Beginn des nächsten Semesters im November sei noch lange Zeit und bis dahin könne die Frage erneut geprüft und entschieden werden ¹⁵⁾“.

So kam es dann auch, nicht zuletzt wegen der ständigen Bemühungen des Gouverneurs Grandval in Baden-Baden. Auf seinen die Homburger Dozenten betreffenden Epurationserlaß vom 24. Juli teilte ihm Dr. Neureuther am

31. Juli 1946 mit, daß er die in dem Erlaß benannten acht Ärzte „von dem Lehrauftrag an den medizinischen Kursen beim Landeskrankenhaus in Homburg mit Wirkung zum Ende des gegenwärtigen Semesters – voraussichtlich 15. August 1946 – entbunden habe“. Prof. Dr. Orth sei lediglich als Leiter der Kurse – nicht als Dozent – abberufen worden. Zur „Sicherstellung des von allen zuständigen Stellen für erforderlich gehaltenen Fortgangs der medizinischen Kurse“ habe er den Vorsitzenden der Ärztekammer Saar, Dr. v. Brochowski, beauftragt, wissenschaftlich qualifizierte und politisch unbelastete Mediziner zu gewinnen. Zum Abschluß des Schreibens bat er, schon jetzt der Ernennung von Prof. Dr. Wilhelm zum künftigen Leiter der Kurse zuzustimmen¹⁶⁾.

Tatsächlich konnten sechs von den acht betroffenen Herren, ausgenommen von zwei Persönlichkeiten, die ohnedies das Saarland verlassen wollten, im folgenden Winter ihre Lehrtätigkeit in Homburg wieder aufnehmen. Prof. Dr. Orth ließ sich einige Monate nach obiger Verfügung, als Direktor des Landeskrankenhauses ablösen, blieb aber Chef der Chirurgischen Klinik. Seine Nachfolge als Direktor der Anstalt trat Prof. Dr. Wilhelm an. Die Entnazifizierung der Studenten verlief, wie es im Grunde nicht anders zu erwarten war, weniger aufregend. Zunächst waren sechs Epurationsverfahren anhängig, schließlich waren es nur zwei Studenten, denen vorerst das Recht zum Weiterstudium in Homburg entzogen wurde.

Die Entnazifizierungsmaßnahmen wirkten sich auf den Lehrbetrieb an sich nicht aus. Auch der Anfang Mai begonnene, am 15. August 1946 beendete Sommerkurs verlief recht erfolgreich. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, daß an ihm 120 Medizinstudenten teilnahmen, sich mithin der Hörerkreis gegenüber dem des Wintersemesters verdoppelt hatte, und daß bereits eine bedeutend höhere Zahl von Anmeldungen für das kommende Studienjahr 1946/47 vorlag. Der Zuspruch, den die als ein Provisorium geplanten und eingerichteten Hochschulkurse fanden, brachte es mit sich, daß etwa ab Mai 1946 die Abteilung Unterrichtswesen der Militärregierung Saar sich in zunehmendem Maße einschaltete, ohne daß jedoch die Kompetenzen gegenüber meiner Abteilung im Einzelnen genau getrennt waren.

Eine Frage, die ab Anfang nicht nur die Homburger Studenten bewegte und sich noch von einiger Tragweite erweisen sollte, war, wie schon mehrfach angedeutet, die der Anerkennung der Kurse als ordentliche Semester vorab durch die deutschen Universitäten. Zunächst war daran gedacht, dies bei den in der französischen Besatzungszone liegenden Universitäten Freiburg und Tübingen zu erwirken, wie ich es in einer Unterredung mit Prof. Dr. Orth und weiteren Homburger Herren am 15. Januar 1946 anläßlich des Kursbeginnes darlegte¹⁷⁾. In seiner Rede bei dem Festakt am 28. Januar 1946 erklärte Gouverneur Grandval unter dem besonderen Beifall der Studenten, daß er selbst alle Schritte zur Anerkennung der Kurse als Universitätssemester unternehmen werde¹⁸⁾. So viel ich unterrichtet bin, setzte sich auch in den folgenden Wochen das Sekretariat des Gouverneurs mit Freiburg und Tübingen direkt bzw. über die Dienststelle des Generalinspektors des öffentlichen Unterrichtswesens in Baden-Baden in Verbindung. Von einem konkreten Ergebnis ist, mir jedenfalls, nichts bekannt geworden.

Inzwischen war aus Baden-Baden verlautet worden, daß dort die Pläne zur Wiedererrichtung der zu Anfang des 19. Jahrhunderts eingegangenen Universität Mainz greifbare Formen angenommen hätten. Die Verfügung zur Universitätsgründung wurde am 27. Februar 1946 erlassen und am 8. März

1946 veröffentlicht¹⁹⁾). Man war nun der Ansicht, daß es leichter sei, mit Mainz zu einem Einvernehmen zu kommen und nahm im Juli mit der am 22. Mai 1946 eröffneten Universität die Verhandlungen auf, bei denen vonseiten der Militärregierung Saar neben meiner Abteilung das Sekretariat des Gouverneurs und die Abteilung öffentliches Unterrichtswesen eingeschaltet wurden. Das erste vorläufige Ergebnis war, daß eine Mainzer Delegation die Homburger Anstalt besuchen wollte.

Im August 1946 weilten daraufhin Prof. Dr. J. Schmid, der erste Mainzer Rektor, und Prof. Dr. A. Herrmann, der spätere Mainzer Ordinarius für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, in Homburg, um sich über die Verhältnisse informieren zu lassen. Zum Abschluß ihres Besuches fand eine Besprechung statt, an der außer den beiden Gästen Prof. Dr. Orth mit weiteren Homburger Dozenten und vonseiten der Militärregierung Saar je ein Vertreter des Kabinetts des Gouverneurs sowie der Unterrichtsabteilung und meine Person teilnahmen. Das Verhandlungsergebnis war für die franco-saarländischen Gesprächspartner äußerst beunruhigend und fast entmutigend. Trotz unserer Hinweise, daß die Mainzer Medizinische Fakultät zurzeit nur auf dem Papier bestünde²⁰⁾ und die völlig intakte Homburger Anstalt, auch hinsichtlich ihrer Ausstattung und der Qualifikation des ärztlichen Personals, den Vergleich mit den Verhältnissen in dem etwa zu 60 Prozent zerstörten, als Universitätsklinik in Aussicht genommenen Mainzer Stadt Krankenhaus in gar keiner Weise zu scheuen brauchte, lehnte der Mainzer Rektor die Anerkennung der beiden Homburger Medizinkurse als zwei ordentliche Hochschulsemester durch seine Universität ab. Damit war zugleich ein Präzedenzfall geschaffen, nach dem sich sowohl die in der französischen Zone liegenden Universitäten Freiburg und Tübingen als auch die übrigen deutschen Hochschulen richteten. An der ablehnenden Mainzer Haltung änderten auch spätere Unterredungen nichts mehr.

Die Gründe, bzw. die Hintergründe, wird man wohl kaum restlos aufklären können. Am ehesten müßte auszuschließen haben, daß ein gewisses Konkurrenzdenken dabei bestimmend war, obwohl Mainz, bevor es zum Sitz der für den Norden der französischen Zone geplanten Universität bestimmt wurde, die Bewerbungen anderer Städte, so vor allem Speyer, auszuschalten hatte. Demgegenüber könnte eine gewisse Rolle gespielt haben, daß der Freiburger Geographieprofessor Dr. Schmid, den die französische Militärregierung am 2. März 1946 zum ersten Mainzer Rektor ernannte, in einem engen Vertrauensverhältnis zu General Schmittlein, dem Generalinspekteur des Unterrichtswesens in Baden-Baden, stand, als dessen Beauftragter er seit Herbst 1945 die Angelegenheit einer neu zu errichtenden Universität bearbeitete, und daß General Schmittlein, der die Wiederbegründung der Mainzer Universität als sein geistiges Werk²¹⁾ betrachten darf, sich bei der Einrichtung der medizinischen Hochschulkurse, wie bereits erwähnt, übergangen fühlte und daher auf die Homburger Institution sehr schlecht zu sprechen war. Vielleicht kamen die Mainzer Herren schon mit einer vorgefaßten Meinung nach Homburg und verweigerten auf General Schmittleins Weisung hin die erbetene Anerkennung?

Auch anhand der in der Registratur des Mainzer Rektorats befindlichen Unterlagen scheinen sich diese Fragen nicht mehr klären zu lassen. Wie ich erst vor kurzem in Erfahrung bringen konnte, enthalten die dortigen Akten u. a. dazu lediglich einen späteren Erlaß des rheinland-pfälzischen Ministers für Gesundheit und Wohlfahrt vom 14. September 1948, die Homburger

Studienzeit nicht anzuerkennen²²⁾). Die Begründung für diesen Erlaß ist allem Anschein nach einem Schreiben der gleichen Dienststelle vom 16. Oktober 1948 zu entnehmen. In ihm wird seltsamerweise einen vollen Monat nach obigem Erlaß der Gouverneur der Militärregierung für Rheinland-Pfalz um Weisung gebeten, wie man sich dem Homburger Institut gegenüber verhalten solle, und zugleich vorgeschlagen, die dort absolvierte Studienzeit nicht anzuerkennen, den Homburger Studenten somit den Zugang zu den deutschen Universitäten zu verwehren, u. a. weil Homburg über nicht genügend qualifizierte Lehrkräfte und Lehrinrichtungen verfüge und weil, dies wird besonders betont, die Anzahl der Medizinstudenten den Bedarf weit übersteige und sie daher möglichst niedrig zu halten sei²³⁾. Inwieweit diese Argumentation, die sicherlich für den Erlaß vom 14. September 1948 zugrunde zu legen ist, schon 1946 Homburg gegenüber ins Treffen geführt wurde, muß vorerst offen bleiben. So voreilig und kurz-sichtig, wie man in Mainz und vielleicht in Baden-Baden, jedoch nicht in Homburg und Saarbrücken, unter dem Eindruck der damaligen, lediglich zeitbedingten Überfüllung der medizinischen Hörsäle die Zukunftsaussichten für Mediziner abschätzte, hat man anscheinend auch die Gegebenheiten am Homburger Landeskrankenhaus unterschätzt und verkannt.

Die Versagung der Anerkennung durch Mainz empfanden alle an den Homburger Kursen Beteiligten, vor allem die Studenten, als eine herbe Enttäuschung oder gar als eine ungerechtfertigte Brückierung; nicht zuletzt fühlte sich Gouverneur Grandval persönlich betroffen. Andererseits gab sie den Anlaß dazu, nun erst recht alle Anstrengungen zur Anerkennung der Kurse, die, wie schon dargelegt, im Winter 1946/47 unter der Leitung von Prof. Dr. Wilhelm weitergeführt werden sollten, zu unternehmen und nunmehr, da die Fäden nach dem Osten abgerissen waren, sich nach Westen, d. h. an französische Universitäten zu wenden. Ich persönlich brachte aus nahe-liegenden Gründen zunächst die Universität meiner Heimatstadt Straßburg in Vorschlag. Gouverneur Grandval entschied sich jedoch für Nancy, und zwar weil er seit den Jahren 1944/45, als er im unmittelbaren Auftrage Generals De Gaulle, dem er 1940 nach London gefolgt war, Chef der Widerstandsgruppen in den ostfranzösischen Departements war, beste persönliche Beziehungen zu dem Rektor der Universität, Prof. Donzelot, unterhielt und nun alle Mittel ausschöpfen und jedes Risiko ausschalten wollte. Seine Entscheidung fand den ungeteilten Beifall aller interessierten Stellen, sowohl der Militärregierung als auch des Regierungspräsidiums Saar. Er nahm alsbald die persönliche Verbindung mit Prof. Donzelot auf und leitete die Verhandlungen mit Nancy ein, die nun allerdings, um der provisorischen Homburger Institution die notwendige Gewichtheit zu geben, über die Anerkennung der Kurse hinaus die Gründung eines Hochschulinstituts in Homburg bezwecken sollten.

Über die Form und den Rahmen des Institutes war man sich naturgemäß zunächst noch nicht im Klaren; sie konnten selbstverständlich erst im Benehmen mit Nancy sowie mit dem französischen Unterrichtsministerium festgelegt werden. Aufgrund der schlechten Erfahrungen mit den deutschen Universitäten und der durchaus guten Ergebnisse, die die beiden medizinischen Kurse gezeitigt hatten, war man allerdings zur Gründung eines Institutes entschlossen, das Universitätscharakter tragen sollte und das in näherer oder fernerer Zukunft vielleicht zu einer Volluniversität ausgebaut werden konnte. Der Universitätsgedanke hatte im Herbst 1946 jedenfalls

in den Kreisen der Militärregierung bereits bestimmte Formen angenommen. Ähnliche Überlegungen waren auch schon von saarländischer Seite angestellt worden, wenn auch, dem minderen Einfluß und Gewicht der Zivilverwaltung entsprechend, in unverbindlicheren Formen. Es dürfte in diesem Zusammenhang von Interesse sein, daß bereits vor dem Krieg Prof. Dr. Koschan, der wegen Differenzen mit der NS-Regierung 1935 als Abteilungsleiter am Reichsgesundheitsamt zu Berlin abgelöst und als Direktor des Institutes für Hygiene nach Saarbrücken, in die Provinz, versetzt wurde, etwa 1936 eine Denkschrift ausgearbeitet haben soll, in der die Gründung einer Universität in Saarbrücken befürwortet wurde. Leider scheinen alle Exemplare seiner Denkschrift verloren gegangen zu sein. Es muß daher auch offenbleiben, ob sie in einem Zusammenhang mit der 1936 gegründeten Hochschule für Lehrerbildung, die 1939 schon wieder einging, zu sehen ist. Sicher unter dem Eindruck der in Homburg angelaufenen Kurse unterbreitete Ende Januar 1946 der mit mir befreundete damalige Direktor der Invalidenversicherung, Geheimrat Dr. med. Obé, der vor 1935 Leiter des Gesundheitswesens der Regierungskommission war, mir schriftlich den Vorschlag, mich für die Errichtung einer Universität bei den französischen Behörden zu verwenden ²⁴⁾. Dasselbe gilt für ein die Ernennung von Hochschullehrern betreffendes, am 28. Januar 1946 von der Justizabteilung des Regierungspräsidiums Saar erstattetes Gutachten, das aber lediglich allgemein informativen Charakter im Hinblick auf die personalrechtliche Stellung der habilitierten, vorerst vom Landeskrankenhaus angestellten Homburger Dozenten, trug ²⁵⁾, sowie für eine vom Leiter des Erziehungswesens im Regierungspräsidium, Regierungsdirektor Dr. Jung, dem Präsidenten am 2. März 1946 vorgelegte Denkschrift. Letztere ist ebenfalls ziemlich allgemein gehalten, sprach sich jedoch bereits eindeutig für die Errichtung einer deutschsprachigen Universität als Begegnungsstätte deutschen und französischen Geistes in Saarbrücken aus und sah auch, ohne ins Detail zu gehen, keinerlei Schwierigkeiten für die Bereitstellung der finanziellen Mittel ²⁶⁾. Spürbare Auswirkungen zeitigte sie nicht.

Die Verhandlungen mit Nancy und darüber hinaus mit dem französischen Unterrichtsministerium in Paris wurden in der Hauptsache von Gouverneur Grandval persönlich oder in seinem Auftrag von Direktor Parisot, der inzwischen die Nachfolge von Präfekt Kunz als Leiter der Hauptabteilung *Affaires administratives* angetreten hatte, geführt, teilweise unter Einschaltung der Abteilung Unterrichtswesen. Wenn sie nicht schnell und zügig zum Abschluß gebracht werden konnten, so lag es nicht am mangelnden Entgegenkommen, sondern zunächst daran, daß sie mitten in die bis zum November dauernden Hochschulferien hineinfielen. Hinzu kam, daß im Saargebiet insofern eine veränderte politische Situation entstanden war, als am 8. Oktober 1946 eine Verwaltungskommission ²⁷⁾ konstituiert worden war, die das Regierungspräsidium Saar unter Dr. Neureuther abgelöst hatte. Man mußte sich also zunächst mit den neuen Behördenchefs ins Benehmen setzen, die zudem anfänglich stark vom Auf- und Ausbau ihrer Ressorts beansprucht waren, von denen jedoch der Direktor des Kultus- und Unterrichtswesens, der spätere Minister Dr. E. Strauss, alsbald regstes Interesse für das Homburger Hochschulprojekt zeigte und sich mit ganzer Kraft für dessen Realisierung einsetzte. Schließlich war es die Ansicht aller Beteiligten, nicht so sehr zu einer baldigen als zu einer dauerhaften Lösung zu kommen.

Mit aus diesen Gründen konnten nach den vorbereitenden Sondierungsgesprächen die eigentlichen Verhandlungen erst im November aufgenommen werden. Obwohl die von mir geleitete Abteilung der Militärregierung dabei nicht mehr so direkt und nur dann noch eingeschaltet wurde, wenn die Belange des Landeskrankenhauses als dem materiellen Träger der geplanten Institution und technische Fragen zur Debatte standen, fühlte ich mich doch nach wie vor stark engagiert und nahm eine sich zufällig ergebende Gelegenheit war, den mir persönlich gut bekannten Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Paris, Prof. Baudouin, zu ersuchen, sich bei dem Rektor der Sorbonne, Frankreichs angesehenster Universität, und beim Unterrichtsministerium für das Homburger Hochschulprojekt zu verwenden, was dieser, wie er mir am 16. November 1946 schriftlich mitteilte, mit sichtlichem Erfolg unternommen hat ²⁷⁾.

Die ersten Ergebnisse der mit Nancy offiziell geführten Verhandlungen zeichneten sich Anfang Dezember ab. Auf einer am 7. Dezember 1946 im Landeskrankenhaus stattgehabten Besprechung, an der u. a. die Vertreter der verschiedenen Abteilungen der Militärregierung Saar, darunter auch meine Person, Prof. Dr. Wilhelm, Dr. Alken sowie ein Sprecher der Homburger Studenten teilnahmen ²⁸⁾, teilte der Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Nancy, Prof. Merklen, mit, daß die Errichtung eines an die medizinische Fakultät Nancy angeschlossenen *Institut de Médecine* beim Landeskrankenhaus Homburg für Anfang 1947 vorgesehen sei. An dem Hochschulinstitut – vergleichbar etwa dem Typ der in zahlreichen französischen Städten bestehenden *Ecole de Médecine*, weniger dem einer deutschen medizinischen Akademie – könnten das P.C.B.-Vorbereitungsjahr, die zwei ersten medizinischen Studienjahre und ausnahmsweise 1947 auch das dritte klinische absolviert werden; die restlichen Studien sollten an französischen Universitäten verbracht werden, wobei alle bisher an deutschen Universitäten belegten Semester und natürlich auch die beiden Homburger Kurssemester anerkannt werden. Als Institutsdirektor war Prof. Merklen vorgesehen. Die vorklinischen Vorlesungen und Übungen, vor allem die des P.C.B.-Jahres, sollten von acht Professoren aus Nancy, die klinischen von den bisherigen Homburger Dozenten unter Prof. Dr. Wilhelm abgehalten werden. Angemeldet hatten sich damals schon rund 200 Medizinstudenten, davon etwa 140 Vorkliniker.

Nachdem somit der Rahmen abgesteckt war, konnte mit den notwendigen organisatorischen Veränderungen und den erforderlichen Baumaßnahmen im Landeskrankenhaus noch im Dezember begonnen werden. Abgesehen von dem Ausbau weiterer Studentenunterkünfte mußten vor allem Hör- und Übungssäle für die Vorkliniker hergerichtet werden. Im Zuge einer ersten Bauperiode wurden eine ganze Reihe von Gebäuden geräumt und die Kranken verlegt; so kamen u. a. die Nervenklinik, die umfangreiche Tuberkulosenabteilung und teilweise die Haut- und Geschlechtskrankenabteilung zunächst nach Merzig. Der damalige vorläufige Generalplan ging sogar darauf hinaus, nur die medizinischen Abteilungen in Homburg zu belassen, die für den Lehrbetrieb erforderlich waren. Er wurde jedoch bald wieder abgeändert, wodurch jedenfalls meiner Abteilung manche Mühe und Sorge erspart blieb.

Bereits im Januar 1947 kam es zu neuen, die bisherigen Ergebnisse weit übersteigenden Abmachungen, die andererseits aber auch eine gewisse Ver-

zögerung bei den bereits voll angelaufenen Bau- und Umstellungsarbeiten mit sich brachten. Inzwischen hatte nämlich am 12./13. Januar der Verwaltungsrat der Universität Nancy es gebilligt, das vorgesehene *Institut de Medecine* zu einem *Institut d'Etudes supérieures de l'Université de Nancy en Territoire Sarrois*, an dem neben der medizinischen auch weitere Studienrichtungen vertreten sein sollten, zu erweitern und dafür auch die unerläßlichen finanziellen Vorschläge unterbreitet, wie aus einem Schreiben des französischen Unterrichtsministeriums vom 23. Januar 1947, mit welchem das Vorhaben sanktioniert wird, ersichtlich ist ²⁹⁾.

Anfang Februar konnte mit der Verwirklichung des neuen Projektes begonnen werden. Im Auftrag des Rektors der Universität Nancy veröffentlichte Prof. Dr. Wilhelm am 18. Februar 1947 eine Verlautbarung an die Studenten über den Studienbetrieb an dem nunmehr als *Centre universitaire d'Etudes supérieures* bezeichneten Hochschulinstitut, über den auf 1. März festgelegten Immatrikulationstermin, über die Anrechnung der bisherigen Studienzeiten, die Studiendiplome und die Möglichkeit der Zulassung von deutschen (nichtsaaarländischen) Studenten ³⁰⁾. Gouverneur Grandval teilte am 28. Februar 1947 durch ein offizielles Anschreiben dem Präsidenten der saarländischen Verwaltungskommission mit, er habe angesichts der verschiedenartigen Schwierigkeiten, die den saarländischen Studenten bei der Durchführung ihrer Studien, besonders wegen der Haltung der Universität Mainz, erwachsen, sich veranlaßt gesehen, zur Errichtung eines mit der Universität Nancy verbundenen *Centre universitaire en Sarre* zu schreiten, das mit Zustimmung des französischen Unterrichtsministeriums, des Rektors und des Verwaltungsrates der Universität Nancy aus verschiedenen *Instituts de Facultés* bestehen wird. Neben dem 8. März 1947 als erstem Institut feierlich einzuweihenden *Institut d'Université de Médecine* und dem gleichzeitig zu eröffnenden *Institut des Sciences* (pour le P.C.B.) könne voraussichtlich im kommenden Oktober ein *Institut de Droit* mit einer *Ecole d'Administration* die Arbeit aufnehmen, dem dann bald ein *Institut des Lettres* folgen soll. Außerdem sei die Verlegung dreier Forschungslaboratorien (*recherches minières, sidérurgiques et conditions de travail*) an die Saar vorgesehen, mit welchen man ein *Centre de Recherches scientifiques* begründen wolle ³¹⁾.

Am 8. März 1947, einem Samstag, fand in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste, darunter der französische Unterrichtsminister E. Naegelen, General Laffon als Vertreter des derzeit in Moskau weilenden Generals Koenig, die Rektoren, verschiedene Dekane und Professoren der Universitäten Paris, Nancy, Straßburg und Poitiers, der Präsident und die Direktoren der saarländischen Verwaltungskommission mit den Spitzen des öffentlichen und kulturellen Lebens sowie die Homburger Dozenten und Studenten, die feierliche Eröffnung des *Centre universitaire* in dem zur Aula umgebauten Ärztekasino des Landeskrankenhauses Homburg durch Gouverneur Grandval statt ³²⁾. Bei dem Festakt wurde auch eine an der Bühnenrampe der Aula angebrachte Mosaikinschrift enthüllt, die das Andenken an den für das Kulturleben des Saarlandes so bedeutenden Tag wachhalten sollte, jedoch in den 1950er Jahren gelegentlich von Umbauarbeiten entfernt wurde und heute bereits verschollen ist ³³⁾.

Der Lehrbetrieb an dem *Institut de Médecine* begann in vollem Umfang am 10. März 1947. Erster Direktor war, wie schon erwähnt, Prof. Merklen, der

auch weiterhin Dekan der medizinischen Fakultät Nancy blieb. Die klinischen Vorlesungen wurden in deutscher Sprache, und zwar von den früheren Homburger Dozenten, die vorklinischen, insbesondere die des P.C.B., von Professoren aus Nancy meist in französischer Sprache gehalten. Um sprachliche Schwierigkeiten weitgehend auszuschalten, bekamen die Studenten vor jeder Vorlesung eine Vervielfältigung des anstehenden Unterrichtsstoffes; außerdem hielten zwei Lehrkräfte regelmäßig Französischkurse ab und schließlich waren sechs Studenten eigens damit beauftragt worden, mit ihren saarländischen Kommilitonen täglich die Vorlesungen zu repetieren. Ein Statut besaß das *Centre universitaire* nicht, obschon anfänglich beabsichtigt war, ihm das gleiche Statut zu geben, wie es auch andere französische Hochschulinstitute im Ausland besitzen.

Prof. Merklen, der sich um die ersten Schritte der jungen Hochschule und um seine saarländischen Studenten mit fast väterlicher Zuneigung bemühte, trat für uns alle etwas überraschend bereits am 29. April 1947 als Direktor des *Centre* zurück. Zu seinem Nachfolger wurde Prof. Guinet, alsbald von der *Faculté des lettres* der Universität Nancy, ernannt. Über die Gründe, die Prof. Merklen zu seinem Schritt bewegten, konnte ich bisher nichts in Erfahrung bringen. Nach seinem Schreiben vom 1. Mai 1947, mit dem er mir seine Demission mitteilte, zu urteilen, ist allerdings zu vermuten, daß er bei den mannigfachen Schwierigkeiten, die in der Anfangszeit zu überwinden waren, nicht bei allen französischen und saarländischen Stellen die Hilfestellung und Bereitschaft fand, die er suchte³⁴⁾.

Etwa zur gleichen Zeit, doch keineswegs in einem Zusammenhang mit dem Rücktritt von Prof. Merklen stehen, endete dann auch mein Mitwirken am Auf- und Ausbau des Homburger Institutes. Es war einfach mittlerweile, nicht zuletzt, weil es nicht auf das Medizinstudium beschränkt blieb, der anfänglich mehr zufälligen Zuständigkeit des von mir geleiteten Ressorts der Militärregierung Saar entwachsen. Die Schilderung des weiteren Entwicklungsganges der Hochschule, der sich auch, zumal ab November 1947 der Aktenniederschlag bei der Universität des Saarlandes einsetzt, mehr im Vordergrund der Zeitgeschichte vollzog, möchte ich daher einer berufenen Feder überlassen. Hier seien nur in aller Kürze die wichtigsten Etappen zur Volluniversität angemerkt. Durch die Verordnung der französischen Militärregierung in Baden-Baden und die Verfügung des *Gouverneur de la Sarre* vom 13. November 1947 über die Errichtung eines *Institut d'Etudes Supérieures en Sarre*, das u. a. schon eine etwaige Verlegung der Hochschule nach Saarbrücken ins Auge faßte, erhielt das Hochschulinstitut zunächst eine verwaltungsrechtliche Basis auf der am 30. November 1947 und 1. Januar 1948 die Konstituierung des Verwaltungsrates unter Prof. J. Cabannes, Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät der Sorbonne, als erstem Vorsitzenden vorgenommen werden konnte. Im Wintersemester 1947/48 kam es dann zur Errichtung der juristischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten. Nach der Beilegung des nicht zuletzt für das Selbstbewußtsein der Homburger Studenten sprechenden Studentenstreiks an Pfingsten 1948 erfolgte im Winter 1948/49 die Übersiedlung der juristischen, philosophischen und teilweise der naturwissenschaftlichen Fakultät in die Kaserne im Saarbrücker Stadtwald, das heutige Universitätsgelände, wo auch eine metallurgische Forschungsstätte eingerichtet wurde. Mittlerweile war am 15. Dezember 1948 das französisch-saarlän-

dische Kulturabkommen unterzeichnet werden, das nunmehr die Basis zur weiteren Ausgestaltung der Hochschule bot. Die medizinische Fakultät verblieb im Landeskrankenhaus Homburg. Letzteres wurde gemäß Verfügung des saarländischen Arbeitsministers vom 27. Juni 1949 in „Universitätskliniken im Landeskrankenhaus Homburg“ umbenannt; m. W. wird hier erstmals im amtlichen Sprachgebrauch die Bezeichnung Universität angewandt. Schließlich erließ die Regierung des Saarlandes am 30. April 1950 die Verordnung zur Errichtung der Universität des Saarlandes als Körperschaft des öffentlichen Rechts, deren Statut am 30. Juni 1950 veröffentlicht wurde. Damit war die erste Entwicklungsphase abgeschlossen.

Überblickt man zurückschauend noch einmal die ganze Angelegenheit, so ist zunächst festzustellen, daß einzig und allein der humanitäre Grund, den saarländischen Medizinstudenten eine vorläufige Weiterführung ihrer durch das Kriegsende und seine Folgen unterbrochenen Studien zu ermöglichen und keinerlei politische bzw. kulturpolitische Vorstellungen der französischen Behörden bestimmend waren für die Einrichtung und Durchführung der Hochschulkurse 1946 im Landeskrankenhaus Homburg. Mit der im Interesse der Homburger Studenten liegenden Frage ihrer Anrechnung durch deutsche Universitäten ergaben sich dann alle Weiterungen. Erst die Ablehnung durch Mainz im August 1946, zu einer Zeit, als die französische Außenpolitik ihre Vorstellungen von der politischen Zukunft des Saargebietes schon längst präzisiert hatte, bedingte die Anlehnung an die Universität Nancy und ließ so, was einer gewissen Ironie nicht entbehrt, eine provisorische Einrichtung zur Keimzelle für die Universität des Saarlandes werden. Es ist zumindest fraglich, ob es bei einer konzilianteren Haltung der Universität zu dieser, an sich begrüßenswerten Entwicklung gekommen wäre ³⁵⁾.

Mit aus diesen Gründen ist auch die noch in jüngster Zeit, vielleicht nur aus Mangel an Sachkenntnis, vertretene Ansicht, es habe sich bei der Errichtung des Homburger Hochschulinstitutes um die Realisierung französischer Kulturpläne an der Saar und somit um eine „etwas suspekthe Angelegenheit“ im Sinne der *pénétration pacifique* gehandelt ³⁶⁾, als im Ansatz verfehlt, wenn nicht gar als antiquiert, zurückzuweisen. Die Motive, die zur Gründung und zum Ausbau des Homburger Instituts führten, waren jedenfalls nicht mehr und nicht weniger „suspekt“ als bei der Wiederbegründung der Mainzer Universität 1946 durch die französische Militärregierung. Dies glaube ich doch mit einiger Deutlichkeit aussprechen zu dürfen. Damit soll allerdings nicht behauptet werden, das französische Kultur- und Geistesleben habe auf das Hochschulinstitut seine Einflüsse nicht geltend gemacht. Sie ergaben sich, ganz abgesehen von der kulturpolitischen Lage und der damaligen Gesamtsituation des Saarlandes, schlechthin aus dem Patronat der Universität Nancy, und waren im übrigen zwar nicht ganz so uneigennützig, aber auch nicht ganz so selbstsüchtig, wie es vereinzelt heute noch diesseits und jenseits der Grenze gerne gesehen wird. Nachteilige Folgen scheinen sie jedenfalls nicht gezeitigt zu haben. Dafür zeugt nicht zuletzt die stetige Aufwärtsentwicklung der aus bescheidenen Anfängen an der Grenze zweier Kulturräume aufgeblühten Hochschule, die heute im Kranz der deutschen und der europäischen Universitäten als Forschungs-, Bildungs- und Begegnungsstätte für Wissenschaftler und junge

Menschen aus aller Welt einen sehr geachteten Platz einnimmt und deren geistiges Kraftfeld nach allen Seiten weit über die engen Grenzen des Saarlandes hinaus ausstrahlt.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. G. Grandval, *Les réalisations françaises de la Sarre*, in: *La Documentation française*, Paris 17. Nov. 1947, S. 5, C. E. Alken und J. F. Angelloz, *Europäische Universität des Saarlandes*, Saarbrücken 1950, *Universitas Saraviensis*, hg. v. Rektorat u. der Pressestelle der Univ. des Saarlandes, Saarbrücken 1951, S. 4, E. Klitscher, *Die Universität des Saarlandes*, Saarbrücken 1945, W. Veauthier, *Idee und Entwicklung der Univ. des Saarlandes*, in: *Das Saarland*, hg. v. K. Altmeyer u. a. m., Saarbr. 1958, S. 235 ff., R. H. Schmidt, *Saarpolitik 1945–1957*, Bd. 2, Berlin-München 1960, S. 652 ff. sowie die Festschrift: *Homburg (Saar) 1558–1958*, hg. v. d. Stadt Homburg, Homburg 1958, S. 103 ff.
- 2) Aus meinen persönlichen Unterlagen sowie aus den Registraturen des ehem. Regierungspräsidiums Saar, des saarländischen Kultusministeriums, des Landeskrankenhauses Homburg und anderer Behörden habe ich eine Auswahldokumentation zusammengestellt, auf die ich mich im Folgenden berufe und von der ich je eine Ablichtung der Universität des Saarlandes (deren Akten erst ab 13. 11. 1947 einsetzen), dem saarländischen Landesarchiv und dem Stadtarchiv überreicht habe.
Ich möchte hier allen Stellen, die mir bei meinen Recherchen behilflich waren, meinen herzlichen Dank abstatte, u. a. dem Leiter des saarländischen Landesarchivs, Herrn Dr. H. W. Herrmann, und ganz besonders dem Saarbrücker Stadtarchivar, Herrn Dr. H. Klein.
- 3) Auf Veranlassung des Verfassers wurde das Schweizer Hilfswerk ab Dezember 1945 im Saarland tätig, veranstaltete insbesondere die umfangreichen Kinderspeisungen in Saarbrücken und zahlreichen anderen Orten des Saarlandes und stellte u. a. 15 Sanitätsbaracken für die Krankenhäuser des Saarlandes zur Verfügung. (D. Red.)
- 4) Ich darf mich hier auf meinen Bericht an die Interalliierte Ernährungskommission vom 16. 8. 1946 berufen.
- 5) Allgemein ist hierzu zu bemerken, daß ein Großteil der Verwaltungsmaßnahmen der verschiedenen Abteilungen der Militärregierung Saar keinen aktenmäßigen Niederschlag hinterlassen hat, weil sehr oft die vordringlichen Maßnahmen mit den zivilen Behörden an Ort und Stelle besprochen und die Anweisungen dazu mündlich bzw. telefonisch erteilt wurden.
- 6) Nach der Festschrift *Homburg (Saar) 1558–1958*, S. 103 f., war die Verwaltungskommission des Saarlandes der Urheber der Kurse. Die Unrichtigkeit der Darstellung läßt sich schon allein dadurch erweisen, daß die Verwaltungskommission erst am 8. 10. 1948 konstituiert wurde, zu einem Zeitpunkt mithin, als die beiden ersten Kurse am 15. 8. 1948 bereits beendet waren.
- 7) Niederschrift über die Rücksprache betr. Beginn des Kurses für Studierende der Medizin vom 4. 1. 1946 (vgl. Anm. 2).
- 8) Ein Stundenplan ist dem Schreiben des Landeskrankenhauses, Prof. Dr. Orth, an das Regierungspäsidium Saar vom 22. 1. 1946 beigegeben (vgl. Anm. 2).
- 9) Am Ende des Sommerkurses, am 15. 8. 1946, hatte sich die Teilnehmerzahl auf 120 erhöht.
- 10) Zur Eröffnungsfeier vgl. die *Neue Saarbrücker Zeitung* vom 2. 2. 1946.
- 11) Vgl. dazu das Foto im Anhang.
- 12) Schreiben des Directeur de la Santé Publique du Gouvernement Militaire de la Sarre an den Inspecteur Général und Directeur de l'Enseignement Publique du Gouvernement Militaire de la Zone Françaises d'Occupation vom 20. 1. 1946 (vgl. Anm. 2).
- 13) Vgl. Anm. 2.
- 14) Verfügung des Regierungspräsidenten vom 27. 4. 1946 an die Abteilungen V und VII des Präsidiums mit dem eigenhändigen Vermerk Dr. Neureuthers „Eilt sehr“ (vgl. Anm. 2).
- 15) Aktenvermerk des Regierungspräsidenten vom 4. 6. 1946 (vgl. Anm. 2).
- 16) Schreiben des Regierungspräsidenten an Colonel Grandval, Gouverneur de la Sarre, vom 31. 7. 1946 (vgl. Anm. 2).
- 17) In dem in Anm. 8 zitierten Schreiben berichtet Prof. Dr. Orth u. a.: „Oberstarzt Dr. Springer von der Militärregierung des Saargebietes hat gemäß mündlicher Mitteilung vom 15. 1. 1946 in Aussicht gestellt, daß er wegen Erlangung der Anrechnungsfähigkeit der Kurse entsprechende Schritte bei den Universitäten Freiburg und Tübingen tun werde. Er hat uns auch fernmündlich ermächtigt, den auf seine Veranlassung hin einberufenen Studenten ... mitzuteilen, daß die Anrechnung der Kurse aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgen werde und daß dieserhalb Schritte unternommen würden.“
- 18) Mit Schreiben vom 29. 1. 1946 teilt auch Regierungspräsident Dr. Neureuther dem Leiter der Medizinabteilung, Dr. Altmeyer, mit, daß er den Gouverneur mit gleicher Post gebeten habe, sich für die Anerkennung der Kurse an den Universitäten Freiburg und Tübingen verwenden zu wollen (vgl. Anm. 2).
- 19) *Journal officiel* vom 8. 3. 1946, Nr. 17, S. 136.
- 20) Vgl. dazu Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, Wintersemester 1946/47, S. 40, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, hg. zum 10. Jahrestag der Universität, Mainz 1956, S. 29 ff., Sonderdruck der Staats-Zeitung Rheinland-Pfalz enthaltend

- die zum 10. Jahrestag der Wiederbegründung der Johannes Gutenberg-Universität erschienenen Aufsätze, Mainz 1956, S. 54 ff. Offiziell konstituierte sich die med. Fakultät im November 1946. Erst das Vorlesungsverzeichnis zum Sommersemester 1947 verzeichnet einen ordentlichen Lehrbetrieb.
- 21) Vgl. Sonderdruck der Staats-Zeitung Rheinland-Pfalz, S. 12 sowie Ansprachen und akademischer Festvortrag aus Anlaß des 10. Jahrestages der Wiedereröffnung und des 479-jährigen Bestehens der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Mainz 1956, S. 8, und Vorlesungsverzeichnis der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, Sommersemester 1947, S. 8 ff.
 - 22) Nach der freundlichen Mitteilung des Rektorats der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz vom 25. 5. 1965 enthalten die dortigen Aktenunterlagen außer „verschiedenen Vermerken über die seinerzeit stattgefundenen Besprechungen zwischen Commandant Payne, Ihrer Person und dem Rektor“ lediglich den oben im Text bezeichneten Erlaß, nach dem die „an dem Landeskrankenhaus . . . in Homburg/Saar abgeleistete Studienzeit auf das Medizinische Studium nicht angerechnet werden kann“. Es wurde mir empfohlen, mich diesbezüglich an das Ministerium des Innern des Landes Rheinland-Pfalz, dem das Ressort Gesundheitswesen inzwischen eingegliedert wurde, zu verwenden.
 - 23) Auf meine Anfrage übermittelte mir dankenswerterweise das Ministerium des Innern des Landes Rheinland-Pfalz mit Schreiben vom 8. 7. 1965 eine Ablichtung des Schreibens des Ministeriums für Gesundheit und Wohlfahrt, Abt. I Gesundheitswesen, vom 16. 10. 1948 an den Gouverneur Hettier De Boislambert von Rheinland-Pfalz.
 - 24) Leider ist dieser Brief mir zur Zeit nicht verfügbar. Inwieweit der von Veauthier S. 240 f. angeführte Plan zur Errichtung einer Saaruniversität in Saarlouis Ende der 20iger Jahre einen realen Untergrund besaß, muß offen bleiben. Jedenfalls war von ihm 1946 den französischen Militärbehörden nichts bekannt, er spielte daher seinerzeit keine Rolle.
 - 25) Es betrifft lediglich die Ernennung von Hochschullehrern gemäß dem Erlaß der Reichsregierung vom 10. 7. 1937 (RGBl. S. 769), das Berufungsverfahren und das beamtenrechtliche Verhältnis (vgl. Anm. 2).
 - 26) Vgl. Anm. 2.
 - 27) Der Dekan teilte mir u. a. mit: „J'ai déjà travaillé dans le sens que vous me demandez. J'ai vu M. ROUSSY, notre Recteur, et lui ai expliqué tout l'intérêt qu'il y aurait à créer à Hombourg une Ecole de Médecine franco-sarroise. Il en a approuvé le projet et je ne doute pas qu'il le soutienne au Ministère“ (vgl. Anm. 2).
 - 28) Vgl. Anm. 2.
 - 29) Vgl. Anm. 2.
 - 30) Vgl. Anm. 2. Auf dem Kopf des von Prof. Dr. Wilhelm unterfertigten Schreibens ist „Institut de Médecine“ bereits durchgestrichen, an seiner Stelle trägt es den Vermerk: „Neue Adresse Centre universitaire d'Etudes supérieures Homburg-Sarre“.
 - 31) Vgl. Anm. 2.
 - 32) Vgl. die Presseberichte in: Saarbrücker Zeitung vom 11. 3., Saarl. Volkszeitung vom 8. und 15. 3., Volksstimme vom 15. 3., Neue Zeit vom 13. 3., Die Neue Saar vom 7. 3. und vom 14. 3. 1947.
 - 33) Die Inschrift ist wiedergegeben in der Festschrift Homburg (Saar) 1559–1958, S. 105. Vgl. auch die Abbildung im Anhang.
Diese Inschrift ist von Herrn Dr. Neureuther, damals nicht mehr Regierungspräsident, sondern Präsident des Oberlandesgerichtes in die lateinische Sprache übersetzt worden; ich glaube, sie ist auch von ihm aufgesetzt worden, doch kann ich dies nicht mit Bestimmtheit sagen.
 - 34) Prof. Merklen teilt mir u. a. mit: „Je tiens d'ailleurs à vous signaler que, ainsi d'ailleurs que vous en êtes vous-même convaincu, vous n'êtes pour rien dans cette décision (sc. der Demission). Je me plais, au contraire, à reconnaître que votre service est un des rares, parmi tous ceux du G. M., avec lequel j'ai toujours entretenu d'excellentes et très cordiales relations.“ (Vgl. Anm. 2).
 - 35) Die Festschrift Homburg (Saar) 1558–1958, S. 104, spricht sogar von einer möglichen Anerkennung „als Filiale“ von Mainz.
 - 36) Wenn die französische Politik anfang, sich „hochherzig“ für das kulturelle Wohl von Deutschen im westdeutschen Grenzraum zu interessieren . . . war das meist eine für die deutsche Seite etwas suspekthe Angelegenheit. (So R. H. Schmidt [vgl. Anm. 1] S. 655 f.). — Es darf hier u. a. auf die Ausführungen Prof. Donzelots vom 8. 3. 1947 (vgl. Anm. 2) und des französischen Außenministers R. Schumann, die er am 15. 12. 1948 in deutscher Sprache den saarländischen Studenten gegenüber machte (Saarbrücker Zeitung vom 16. 12. 1948), verwiesen werden.
 - 37) Der Regierungspräsident wurde am 8. Oktober 1946 ersetzt durch eine Verwaltungskommission, ohne daß aber rein administrativ irgend eine Änderung vorgenommen wurde, abgesehen von der Zusammenfassung der einzelnen Verwaltungszweige des Regierungspräsidiums in sieben Direktionen. Die sieben Mitglieder der Verwaltungskommission waren politische Persönlichkeiten, ausgewählt durch den Gouverneur des Saarlandes Gilbert Grandval aus den politischen Parteien entsprechend der Stimmenzahl, die die Parteien bei den ersten Wahlen nach Kriegsende, den Kommunalwahlen am 15. September 1946 erhalten

hatten. Die Mitglieder der Verwaltungskommission wurden vom Gouverneur berufen und konnten auch von ihm jederzeit wieder abberufen werden. Die Verwaltungskommission war also keine Regierung, keine Exekutive die einer gesetzgebenden Körperschaft verantwortlich war, sondern eine reine Verwaltungseinrichtung. Die eigentliche Regierung war nach wie vor die Militärregierung, die erst ganz allmählich und in den einzelnen Verwaltungszweigen unterschiedlich die bisher geübte Direktregierung den einzelnen Direktionen der Verwaltungskommission übertrug; die Militärregierung hielt jedoch auch weiterhin an ihrem Recht fest auf Initiative und Mitbestimmung sowie Überprüfung und Genehmigung der Handlungen der Verwaltungskommission.

10 JAHRE

STAATLICHES ABENDGYMNASIUM SAARBRÜCKEN

Die Fortbildung berufstätiger Erwachsener bis zur Hochschulreife im Rahmen von Abendgymnasien geht in Deutschland auf P. A. Silbermann zurück, der nach dem Studium amerikanischer Evening High Schools 1927 in Berlin das erste deutsche Abendgymnasium gründete. Schon bald entstanden nach dem Berliner Vorbild weitere Abendgymnasien in Essen, Gelsenkirchen, Hameln, Hannover, Köln und Kassel, die z. T. infolge wirtschaftlicher bzw. politischer Schwierigkeiten nach wenigen Jahren ihre Unterrichtstätigkeit einstellen mußten. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges knüpften Gelsenkirchen, Hannover, Kassel und Köln an die alte Tradition wieder an und bauten ab 1946 ihre Abendgymnasien wieder auf, wobei im Gegensatz zur Vorkriegszeit der Wert der Berufsarbeit für die Erwachsenenbildung durch die Erkenntnisse Eduard Spangers, Theodor Litts u. a. klarer gesehen und methodisch besser berücksichtigt wurde. In den folgenden Jahren führte das elementare Bedürfnis nach Bildung, die in der heutigen Welt weniger denn je mit der Schulzeit oder der Berufsausbildung abgeschlossen ist, zur Gründung neuer Abendgymnasien in Aachen, Bremen, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Neuß, Wuppertal, Saarbrücken und anderen Städten. Augenblicklich gibt es in der Bundesrepublik 33 Abendgymnasien, die sich in einem „Ring der Abendgymnasien“ zusammengeschlossen haben.

Das Saarbrücker Abendgymnasium wurde als eine staatliche höhere Lehranstalt am Nachmittag des 6. Oktober 1955 mit einer Feier in der Aula des Mädchengymnasiums Saarbrücken eröffnet¹⁾. Der Unterricht begann am darauffolgenden Tag, Freitag, dem 7. Oktober 1955²⁾, im Gebäude der Oberrealschule Saarbrücken, das seither Direktorat und Sekretariat des Abendgymnasiums beherbergt und in dem an 4 Wochentagen, Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag, anfangs 5 Unterrichtsstunden zu je 45 Minuten (Unterrichtszeit 17.30 bis 21.40 Uhr), seit Ostern 1956 6 Stunden zu je 40 Minuten (Unterrichtszeit 17.15 bis 21.40 Uhr) gegeben werden. Mittwoch und Samstag sind als Studientage zur Anfertigung der Hausarbeiten bzw. zur Vor- und Nachbereitung des Lehrstoffes unterrichtsfrei. Die normale Studiendauer entspricht mit 3 Jahren der Oberstufenausbildungszeit der Tagesschulen und wird mit der Reifeprüfung abgeschlossen. Von 1958 bis 1961 fanden die Abiturprüfungen des Staatl. Abendgymnasiums Saarbrücken im Herbst statt; seit 1962 werden die Prüfungen im Frühjahr mit den Reifeprüfungen der Tagesschulen durchgeführt, wobei die schriftlichen Klausuren zu den gleichen Terminen stattfinden und dieselben Aufgaben wie die Tagesschulen bringen.

Bis 1959 war der Besuch des Saarbrücker Abendgymnasiums mit der Zahlung eines Jahresschulgeldes von 4000,— frs. verbunden; bedürftigen Abend-
schülern konnte das Schulgeld auf Antrag im 2. und 3. Ausbildungsjahr teilweise oder ganz erlassen werden. Seit dem 1. April 1959 besteht die Schulgeldfreiheit. Bedürftigen begabten Abendgymnasiasten kann darüber hinaus seit 1962 eine Ausbildungsbeihilfe gewährt werden.

Der Besuch des Staatl. Abendgymnasiums Saarbrücken steht allen Bewerbern bzw. Bewerberinnen offen, die das 19. Lebensjahr vollendet und ihre Berufsausbildung abgeschlossen haben, die also entweder ihre Lehrzeit in Handwerk, Industrie oder Handel erfolgreich beendet oder eine dieser gleich zu erachtende Ausbildung im öffentlichen Dienst erlangt haben. In besonderen Fällen kann die Zulassung auf Grund einer anders gearteten, von dauerndem Bildungsstreben zeugenden Vorbildung unter Berücksichtigung guter Arbeitszeugnisse erfolgen. Ein unmittelbarer Übergang von einer Tagesschule zum Abendgymnasium ist ohne vorausgegangene Berufstätigkeit nicht möglich. Während der ersten beiden Studienjahre wird von den Abendschülern der Nachweis einer Berufstätigkeit verlangt.

Bis 1957 war die Aufnahme von einer schriftlichen Prüfung in Deutsch und Rechnen abhängig. Bewerber mit mittlerer Reife oder einer diesem Ausbildungsstand gleichwertigen Vorbildung waren nach Vorlage der Zeugnisse von der Prüfung befreit. Seit 1958 wird keine Aufnahmeprüfung mehr durchgeführt, weil man die Studienzulassung nicht von einer doch verhältnismäßig kurzen Prüfung abhängig machen will. Die Bewerber müssen nun einen Vorkurs von halbjähriger Dauer besuchen, in dem die Kernfächer Deutsch, Mathematik und Latein mit jeweils 6 Wochenstunden unterrichtet werden. Damit werden die neu aufgenommenen Schüler auf die besondere Arbeitsweise des Abendgymnasiums hingeführt und es wird ihnen vor Eintritt in den Hauptkursus Gelegenheit zu ernster Selbstprüfung gegeben. Am Ende des Vorkurses entscheidet die Klassenkonferenz über die Aufnahme der Bewerber in den Hauptkursus. Regelmäßige und pünktliche Teilnahme am Unterricht ist ebenso Voraussetzung für die endgültige Aufnahme bzw. Versetzung in die höheren Klassen wie die fachliche und charakterliche Bewährung, denn nur bei ausdauernder Arbeit, straffer Geistesucht und opferbereiter Haltung kann das für die Hochschulreife notwendige Wissen erworben werden. In mehrjähriger Erfahrung hat sich gezeigt, daß etwa ein Drittel der aufgenommenen Schüler im Laufe des halbjährigen Vorkurses ausscheidet, oft eine Folge schwieriger Verkehrs- oder Arbeitsverhältnisse. Deshalb sind die Leistungen am Abendgymnasium nicht ohne weiteres ein Gradmesser für Begabung und Fleiß, denn die Bedingungen, unter denen die Abendgymnasiasten die Schule besuchen, sind meist sehr verschieden. Dies gilt vor allem für die verheirateten Abendschüler.

In den ersten Jahren kam das Saarbrücker Abendgymnasium durch eine Aufgliederung in einen humanistischen, einen realgymnasialen und einen oberrealen Zweig den Neigungen und Berufsabsichten der Bewerber weitgehend entgegen. 1958 wurde im Rahmen der Vereinbarungen der Kultusministerkonferenz diese von der Tagesschule übernommene Aufgliederung nach den drei Haupttypen auf Grund einer mündlichen Regierungsanordnung durch einen Einheitstyp realgymnasialen Charakters ersetzt. Dadurch wurde einerseits — bei Wahlmöglichkeit zwischen Französisch und Englisch — Latein Pflichtfach für alle Klassen, andererseits entfiel mit dem gymnasialen Zweig der Griechischunterricht vollkommen, und mit der Aufgabe des oberrealen Zweiges ging den zahlreichen ausgesprochen naturwissenschaftlich-technischen Begabungen unter den ja berufstätigen Abendschülern die Möglichkeit einer verstärkten naturwissenschaftlichen Ausbildung und z. T. auch die Berufsbezogenheit verloren.

Fächerkanon und Stundenverteilung haben sich im Laufe der ersten Jahre wie folgt verändert:

Herbst 1955 – Ostern 1956

	gymnasialer Zweig	realgymn. Zweig	oberrealer Zweig
Deutsch	3	3	3
Französisch	4	4	4
Englisch	—	—	4
Latein	4	4	—
Griechisch	4	—	—
Mathematik	4	4	4
Physik	—	2	2
Chemie	—	2	2
Geschichte	1	1	1

Ostern 1956 – Herbst 1958/Ostern 1961

	gymnasialer Zweig	realgymn. Zweig	oberrealer Zweig
Deutsch	3	3	3
Französisch	4	4	4
Englisch	—	3	4
Latein	4	4	—
Griechisch	4	—	—
Mathematik	3	4	5
Physik	2	2	3
Chemie	1	1	2
Geschichte	1	1	1
Erdkunde	1	1	1
Biologie	1	1	1

Verteilung seit Ostern 1959

	Vorkursus	Hauptkursus
Deutsch	6	4
Französisch bzw. Englisch	—	5
Latein	6	4
Mathematik	6	4
Physik	1	2
Chemie	—	1
Geschichte	2	1
Erdkunde	1	1
Biologie	1	1
Religion	1	1

Gemeinsam besuchte Vorträge, Dichterlesungen und Theateraufführungen ergänzen und vertiefen den Unterricht.

Von 1955 bis 1962 hatte Oberstudiendirektor Dr. Adolf Maurer die Leitung

des Staatl. Abendgymnasiums Saarbrücken; seit dem 16. April 1962 ist Dr. Franz Ecker Direktor der Anstalt. Die Lehrkräfte am Staatlichen Abendgymnasium Saarbrücken sind Studienräte, die besondere Freude an der Erwachsenenbildung haben und die einen Wissensstoff konzentriert aus größeren Zusammenhängen heraus darzustellen vermögen. Während bis Ende 1957 neben dem hauptamtlichen Leiter nur Lehrkräfte in nebenamtlicher Tätigkeit am Abendgymnasium unterrichteten, sind seit 1958 Studienräte hauptamtlich an der Anstalt, die trotz der ausschließlichen Unterrichtstätigkeit in Oberstufenklassen mit den dadurch höheren Anforderungen und im Unterschied zu den hauptamtlichen Studienräten an den übrigen Abendgymnasien der Bundesrepublik 24 Wochenstunden erteilen. Für die Einhaltung des Stunden- und Lehrplanes am Abendgymnasium mußten aber weiterhin Studienräte mit einem nebenamtlichen Lehrauftrag beschäftigt werden. Am 1. September 1965 unterrichteten 9 hauptamtliche und 23 nebenamtliche Lehrkräfte am Staatlichen Abendgymnasium Saarbrücken. Auf Grund der Arbeitsbereitschaft, ja der Begeisterung der meisten Abendschüler herrscht am Abendgymnasium zwischen Lehrenden und Lernenden durchweg eine besonders gute Atmosphäre mit einem fruchtbaren Arbeitsklima.

Die Zahl der aufgenommenen Schüler, der Klassen, der Gesamtschüler des Abendgymnasiums sowie der Abiturienten spiegelt folgende Tabelle wider:

	aufgenom. Schüler	Geschlecht m.	w.	Gesamt- schülerzahl ¹⁾	Klassen ²⁾	Abitur	Zahl der Abiturienten insges. männl. weibl.		
1955	119	102	17	119	5	1958	45	36	9
1956	119	112	7	222	11	1959	54	49	5
1957	146 ⁴⁾	128	18	277	15	1960	52	42	10
						1961	10	9	1
1958	162 ⁵⁾	141	21	268	13	1962	38	32	6
1959	214	180	34	344	12	1963	49	41	8
1960	173	145	28	326	12	1964	48	36	12
1961	192	153	39	402	15	1965	62	44	18
1962	155	131	24	331	16	1966			
1963	106	81	25	315	16	1967			
1964	133	101	32	337	16	1968			
1965	139	110	29	329	15	1969			

Der seit 10 Jahren anhaltende Zustrom zum Saarbrücker Abendgymnasium zeugt von einem starken Bildungswillen der saarländischen Bevölkerung. Im Durchschnitt kommen 50 Prozent der Abendgymnasiasten aus Arbeiter- und Handwerkerkreisen. 40 Prozent der neu aufgenommenen Schüler haben nur Volksschulbildung, 30 Prozent haben eine höhere Schule früher einmal besucht, wobei die Hälfte dieser Gruppe das Ziel der mittleren Reife erreicht hat und infolge ungünstiger verkehrstechnischer, gesundheitlicher, finanzieller bzw. familiärer Verhältnisse die höhere Schule nicht bis zum Ende besuchen konnte; die restlichen 30 Prozent kommen von der Mittelschule bzw. einer anderen weiterbildenden Schule. Das Durchschnittsalter der Schüler des Saarbrücker Abendgymnasiums liegt bei 23 Jahren; 10 Prozent der Abendgymnasiasten sind in der Regel über 30 Jahre. Der Anteil der Schülerinnen im Hinblick auf die Gesamtschülerzahl beträgt etwa 15 Prozent. Der Einzugsbereich des Staatlichen Abendgymnasiums Saarbrücken geht

aus folgender Liste (Stand 1. Juli 1964) der Wohngemeinden, aus denen Schüler zur Schule kommen, hervor:

Alsweiler	2	Körprich	1
Altenkessel	2	Lautzkirchen	1
Beckingen	1	Ludweiler	2
Bexbach	2	Luisenthal	1
Bildstock	5	Lummerschied	1
Bischmisheim	1	Marth	1
Blieskastel	1	Martinshöhe	1
Bous	2	Merzig	2
Brebach-Fechingen	5	Neunkirchen	2
Breitfurt	1	Noswendel	1
Brotdorf	1	Piesbach	1
Bübingen	1	Püttlingen	3
Dillingen	3	Quierschied	3
Dirmingen	1	Rehlingen	1
Dudweiler	8	Reimsbach	1
Einöd	1	Riegelsberg	6
Elversberg	1	Rohrbach	2
Ensdorf	2	Rubenheim	1
Ensheim	1	Saarbrücken	55
Fischbach	2	Saarlouis	6
Fraulautern	1	Siersburg	1
Friedrichsthal	1	Sulzbach	2
Friedrichsweiler	1	Spiesen	2
Gersweiler	4	Schaffhausen	1
Habkirchen	1	Scheidt	1
Hanweiler	2	Schmelz	2
Haustadt	1	Schwarzenholz	1
Heiligenwald	1	Uchtelfangen	1
Heusweiler	1	Völklingen	10
Holz	1	Wadgassen	1
Homburg	6	Walpershofen	1
Honzrath	2	Walsheim	1
Hostenbach	3	Wemmetsweiler	3
Hülzweiler	2	Wiebelskirchen	3
Hüttigweiler	1	Wiltingen	1
Kirkel	1	St. Wendel	3
Köllerbach	1	Zweibrücken	1

Höhepunkte des schulischen Lebens sind neben den würdigen Abiturfeiern ⁶⁾ besonders die in der Regel Anfang Oktober zur Erinnerung an die Gründung des Saarbrücker Abendgymnasiums abgehaltenen Oktoberfeste, denen im Hinblick auf die Pflege einer in ernstem Schaffen, aber auch in fröhlicher Geselligkeit entstehenden gemeinschaftlichen Gesinnung, des spezifischen „Schulgeistes“, große Bedeutung zukommt. Eine ähnlich gemeinschaftsfördernde Funktion haben auch die seit 1959 bisher veranstalteten 25 Lehrfahrten, besonders die eindrucksvollen Mehrtagesfahrten zu Beginn der Sommerferien, die Klassen bzw. Gruppen nach Franken, Schwaben, Hessen, Berlin, nach England, in die Champagne und nach Flandern führten.

In 10jähriger Bildungsarbeit hat das Staatliche Abendgymnasium Saarbrücken bisher 358 berufstätige strebsame Menschen zur Hochschulreife geführt. Dieses Ergebnis beweist nicht nur die Existenzberechtigung, sondern vor allem auch die kulturelle und damit die soziale Bedeutung der Anstalt in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation unserer Heimat. Es bleibt zu hoffen, daß das Abendgymnasium als eine erfolgreiche Bildungsstätte in naher Zukunft im Zentrum Saarbrückens auch ein eigenes Gebäude als Heim erhält ⁷⁾.

Anmerkungen:

- 1) Der ministerielle Erlaß datiert vom 5. Oktober 1955. Die Festrede bei der Eröffnung hielt Ministerialdirigent Braun vom Kultusministerium.
- 2) Von den 194 Bewerbern des ersten Jahrganges waren 17 von der Prüfung befreit worden; von den 151 erschienenen bestanden 102 die Prüfung, so daß der Unterricht mit 119 Schülern in fünf Klassen aufgenommen wurde.
- 3) Stand jeweils 1. November.
- 4) Durch die allgemeine Umstellung des Schuljahres im Saarland erfolgten Prüfung und Neuaufnahme bereits zum Ostertermin 1957.
- 5) Der Beschluß der Kultusministerkonferenz vom 27./28. Juni 1957 hatte für das Saarbrücker Abendgymnasium zur Folge, daß zu Ostern 1958 keine Neuaufnahme stattfand; nach den Sommerferien wurde am 4. September der erste Vorkursus in Stärke von 162 Schülern eröffnet.
- 6) Die Sprecher der Abiturientenjahrgänge waren
 1958 Lothar Molter
 1959 —
 1960 Alfons Weber
 1961 —
 1962 Christa Hartkorn
 1963 Richard Bessoth
 1964 Hanna Müller
 1965 Wolfgang Kiefer
 Den Scheffelpreis, der seit 1962 an der Anstalt vergeben wird, erhielten:
 1962 Roman Thömmes
 1963 Friedrich Jung
 1964 Peter Burg
 1965 Gabriele Deuse
- 7) Bereits am 5. August 1956 war von dem damaligen Leiter des Abendgymnasiums erstmals der Antrag auf ein eigenes Gebäude schriftlich vorgelegt worden.

SAARBRÜCKER KONZERTCHRONIK

2. Halbjahr 1964 – 1. Halbjahr 1965

Juli 1964

5. Im Stadttheater verabschieden sich Luigi Lega, Hans Kraemmer, Richard Mund und Dan Richardson
8. Chorkonzert des Studentenchores der Universität Grenoble. Universität
9. Konzert des „Jürgen-Brüggeborn-Trios“ im Rahmen der „Europäischen Kammerkonzerte“. Universität
12. Im Stadttheater verabschiedet sich Mario Schissegg
12. Cembalo-Abend Anna Barbara Speckener. Universität
16. Konzert des jugoslawischen Chors „Emil Adami“ unter Marko Muhih. Universität
- 27./28. Serenadenkonzerte des Collegium musicum und des Chors der Universität Montpellier im Hof des Saarland-Museums und auf dem Dachgarten der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Leitung: Dr. Wendelin Müller-Blattau
28. Konzert des Siersburger Kinderchors unter Franz Hein im Rahmen der Zweiten Internationalen Pädagogischen Arbeitstagung der Peter-Wust-Hochschule

August 1964

(9. Teilnahme des Sinfonie-Orchesters und des Kammerorchesters des Saarländischen Rundfunks am Festival Nevers „Europa cantat“)

September 1964

20. Kirchenkonzert in der evangl. Kirche Malstatt: Kantor Konrad Voppel-Duisburg (Orgel) und Ursula Trefny-Katle (Sopran)
25. Konzert der Preisträger des diesjährigen Guiseppe-Verdi-Wettbewerbs. Halberg
27. Orgelabend Gunther Hoffmann in der Alten evangelischen Kirche St. Johann
(29. Festkonzert des Saarländischen Kammerorchesters unter Prof. Ristenpart im Katholischen Vereinshaus Dudweiler)

Oktober 1964

2. Erstes Meisterkonzert des Saarländischen Rundfunks: Quartetto Italiano. Halberg
3. Im Saarländischen Rundfunk Uraufführung der Neufassung des „Vagus scholasticus“ von Albert Niklaus durch Ludwig Jungmann-Berlin (Bariton) und August Antoni (Klavier)
4. Vereinigung für Musik in der Ludwigskirche: Konzert des Saarländischen Kammerorchesters unter Prof. Ristenpart; Solist Jakob Stämpfli

5. Zur Immatrikulationsfeier der Musikhochschule spielt Walter Blankenheim die Klaviersonate Op. 45 Nr. 2 von Kabalewsky
5. Konzert des Saarländischen Zupforchesters unter Siegfried Behrend. Halberg
12. Richard-Wagner-Verband: Klavierabend Jaques Coulaud. Rathausfestsaal
14. Freunde zeitgenössischer Musik: Kammermusik mit dem Hamann-Quartett und Hans Priegnitz (Klavier). Halberg
14. Alte evang. Kirche St. Johann: Zweiter Orgelabend Gunther Hoffmann
15. Centre Culturel Français: Konzert an zwei Flügeln von Mario-José Billard und Julien Azais
16. Erstes Hochschulkonzert: Krenek-Liederabend mit Sibylle Fuchs (Sopran) und Ernst Krenek (Klavier)
18. Saarländischer Rundfunk: Erstes Jugendkonzert unter Dr. Rudolf Michl. U. a.: Cellokonzert von Heinrich Sutermeister (Ludwig Hoelscher). Halberg
18. Erster Chormusiktag des Saar-Sänger-Bundes im Mädchenrealgymnasium. Zugleich Ausstellung „Chor- und Musikfeste an der Saar“ aus Dokumenten des R. Hahnschen Archivs
19. Musikhochschule: Ernst Krenek, Vortrag über sein Schaffen der letzten Jahre
- 19./20. Erstes Städtisches Sinfoniekonzert, erstmalig unter GMD Siegfried Köhler: Haydn, Sinfonie C; Chopin, Klavierkonzert in f (Julian v. Karolyi); Hindemith, Sinfonie „Mathis der Maler“
29. Erstes Studiokonzert des Saarländischen Kammerorchesters unter Prof. Ristenpart. Solisten Prof. Alexander Sellier (Klavier) und Kurt Cromm. U. a.: Jean Françaix, Sei Preludi und Werner Henze, Kammerkonzert für Flöte und Streichorchester. Halberg

November 1964

1. Der katholische Kirchenchor „Cäcilia“ führt in Kleinblittersdorf unter Josef Geibel Pergolesis „Stabat mater“ und Cherubinis „Requiem“ auf
1. Alte evangelische Kirche St. Johann: Dritter Orgelabend Gunther Hoffmann
6. Hermann Prey singt Schuberts „Winterreise“. Begleitung Günther Weißenborn. Halberg
8. Saarländischer Rundfunk: Zweites Jugendkonzert unter Dr. Rudolf Michl. U. a.: Erstaufführungen von Marcel Poots Konzertstück für Violine und Orchester und Darius Milhauds Concertino de Printemps für Violine und kleines Orchester. Solist: Eugen Prokop. Halberg
8. Konzert „Junges Kammerorchester“ der Kurrende der Evangelischen Studentengemeinde. Leitung Uwe Farke. Schloßkirche
9. Jazzkonzert mit Claude Luter und seinem Orchester. Ludwigsgymnasium
9. Centre Culturel Français: Konzert des Barockensembles Ars Renata. Universität
11. Evangelische Kirche Malstatt: Kirchenkonzert. Leitung und an der Orgel Kantorin Gertrud Reimers

- 11./13. Alexander Sellier veranstaltet den ersten und zweiten Abend seines Beethoven-Sonaten-Zyklus. Rathausaal
12. Dante-Alighieri-Gesellschaft: Klavierabend Dr. Almerindo d'Amato
12. Zum Dies academicus der Universität musizieren das Akademische Orchester und das Collegium musicum unter Dr. Wendelin Müller-Blattau Mozarts „Vesperae Solemnes“ und Haydns „Te deum“
15. Johanniskirche: Aufführung der Schützchen „Musikalischen Exequien“. Leitung Gunther Hoffmann
17. Zweites Städtisches Sinfoniekonzert. Leitung Siegfried Köhler. U. a.: Hans Werner Henze, „Vokaltuch der Sängerin Rosa Silber.“ Solistin Antja Thauer (Violoncello)
17. Zweites Studio-Konzert des Saarländischen Kammerorchesters unter Paul Sacher. U. a.: 2. Sinfonie von A. Honegger. Halberg
22. Stadttheater: „In memoriam John Kennedy“, Requiem von Robert Carl. Leitung Werner Wilke
22. Stiftskirche St. Arnual: Kirchenkonzert Friedrich Endemann.
26. Richard-Wagner-Verband: Vortrag Erich Rappl „Der Schwanengesang der bürgerlichen Musikkultur“. Rathausaal
26. Volkshochschule: Mozart-Kammerkonzert des Lemmen-Kreises. Rathausaal
29. Ludwigskirche: Uraufführung „Der Große Lobgesang“ von Johannes Driessler durch die Nordwestdeutsche Musikakademie Detmold unter Martin Stephani

Dezember 1964

1. Bus-Quartett. Rathausaal
3. Klavierabend Michael Ponti. Universität
4. Meisterkonzert des Saarländischen Rundfunks: Trio di Trieste. Halberg
- 7./8. Drittes Städtisches Sinfoniekonzert unter Siegfried Köhler. U. a.: Henri Barrau „Rhapsodie dionysienne“ und Mihalovici „Sinfonia giocosa“. Solist Toyoaki Matsura
9. Richard-Wagner-Verband und Freunde zeitgenössischer Musik: Kammermusik mit Christa Zecherle, Gerhart Hetzel u. a. Rathausaal
10. Institut d'Etudes Françaises: Pierre Bourgeois „Lied und Laute“
10. Volkshochschule: Musik aus Renaissance und Frühbarock, gespielt vom Lemmen-Kreis. Alte evangelische Kirche St. Johann
10. Prof. Dr. J. Müller-Blattau, Vortrag über „Das Volkslied im Südwestraum“. Festsaal des Kultusministeriums
11. Alte evangelische Kirche St. Johann. Vierter Orgelabend. An der Orgel Konrad Voppel-Duisburg
11. Wilhelm Werner, der Erste Konzertmeister des Sinfonieorchesters des Saarländischen Rundfunks, ist verstorben
13. Saarländischer Rundfunk: Das dritte Jugendkonzert wurde verschoben
13. Die Hülzweiler Chorgemeinschaft „Cäcilia“ führt im Rahmen ihrer Saarlandreise in St. Jakob Saarbrücken unter Robert Leonardy Händels „Messias“ auf
20. Adventsmusik mit Fritz Lösch, Wolfram Koch u. a. im Gemeindehaus auf dem Homburg

Januar 1965

7. Drittes Hochschulkonzert. Alexander Sellier setzt den Zyklus der 32 Beethovensonaten fort. Rathaussaal
8. Tanzabend des Pariser „European-Ballet“. Johannishof
11. Festkonzert in der Universität anlässlich des Dies Academicus: Josef Kania (Violine) und August Antoni (Klavier)
- 11./12. Viertes Städtisches Sinfoniekonzert unter Siegfried Köhler. U. a.: Bartoks 2. Klavierkonzert (Ludwig Hoffmann)
12. Chor- und Orgelabend in der Pfarrkirche „Maria Königin“. Chorleitung Klaus Fischbach; an der Orgel Paul Schneider
14. Klavierabend Fuat Kent. Rathaussaal. (Richard-Wagner-Verband)
16. Drittes Meisterkonzert des Saarländischen Rundfunks mit den „Anglian Chambers Soloists“ (London). Halberg
19. Konzert des amerikanischen Geigers Roman Totenberg. Musiksaal der Universität
22. Freunde zeitgenössischer Musik: Liederabend Prof. Dr. Herbert Brauer. Halberg
22. Klavierabend Zsuzsanna Sirokay aus Budapest. Musiksaal der Universität
24. Geistliche Abendmusik in der evangelischen Kirche Malstatt. Leitung Kantor Fritz Lösch
27. Amerika-Haus: Indianertänze, demonstriert durch die Amerikaner F. W. Joachimsthaler (Tanz) und D. Burdekin (Trommel und Erzählung)
28. Chanson-Abend des Saarländischen Rundfunks mit Monique Godard u. a. Halberg
29. Zweites Sonderkonzert des Saarländischen Rundfunks unter GMD Peter Ronnefeld. U. a.: Violinkonzert von H. W. Henze (Wolfgang Schneiderhan). Halberg

Februar 1965

1. Antrittsvorlesung Prof. Dr. Walter Wiora: „Lex und Gratia in der Musik“. Musiksaal der Universität
3. Orgelabend in der Christuskirche, Rotenbühl
4. Drittes Studiokonzert des Saarländischen Kammerorchesters unter K. Ristenpart (Drei Brandenburgische Konzerte). Halberg
4. Kammermusikabend mit dem Pfeifer-Quartett, Stuttgart. Musiksaal der Universität
5. Viertes Hochschulkonzert. Hochschulorchester unter Dr. Dieter Loskant; Solist Jakob Stämpfli. Auditorium maximum der Universität
7. Vereinigung für Musik in der Ludwigskirche: Konzert des „Nürnberger Gambenkollegiums“
- 8./9. Fünftes Städtisches Sinfoniekonzert unter Siegfried Köhler, U. a.: Violinkonzert von Alban Berg (Josef Suk)
10. Konzert des Sinfonie-Orchesters des Saarländischen Rundfunks in der neuen Dillinger Stadthalle. Solist Alexander Sellier
12. Viertes Meisterkonzert des Saarländischen Rundfunks: Kammerquartett der Tschechischen Philharmonischen Gesellschaft. Halberg
12. Kammermusikabend Hanno Haag (Violine) und Anneliese Schlicke (Klavier). Zeitgenössische Kompositionen. Musiksaal der Universität

13. Konzert zum Abschluß der Hochschulwoche 1965: Chor und Orchester der Universität unter Dr. Wendelin Müller-Blattau. Aula des Ludwigsgymnasiums
14. Geistliche Abendmusik in der Christkönigkirche. Leitung Hans Lonnendonker
18. Doktorpromotion Brüder Hans und Kurt Schmitt. Musiksaal der Universität
19. Kammermusikabend: Jugoslawisches Trio Lorenz. Musiksaal der Universität
19. Arienabend Hannelore Fecht, Peter Wetzler, Siegmund Nimsgern und Werner Bieg. Am Flügel Maria Fougner
21. Sonderkonzert des Städtischen Orchesters mit Werken von Johann Strauß. Leitung Siegfried Köhler; Solistin Elfie Mayerhofer
21. Viertes Jugendkonzert des Saarländischen Rundfunks unter Dr. Rudolf Michl. U. a.: Wolfgang Fortners Cellokonzert (Siegfried Palm)
21. Geistliche Abendmusik in der Stiftskirche St. Arnual. Leitung Kantor Friedrich Endemann
22. Centre Culturel Français: Klavierabend Anni Gicquel
24. Klavierabend Giovanni Dell' Agnola (Mailand). Rathausaal

März 1965

10. Liederabend Mc. Donald (Los Angeles). Rathausaal
12. Mozart-Abend in der Johanniskirche. Leitung Gunther Hoffmann
12. Fünftes Meisterkonzert des Saarländischen Rundfunks mit Nell Gotkovsky (Violine) und Jean Ullern (Klavier). Halberg
16. Sechstes Städtisches Sinfoniekonzert unter Gastdirigent Milan Horvat (Zagreb). U. a.: Klavierkonzert von André Jolivet (Freddy Dosek)
21. Fünftes Jugendkonzert des Saarländischen Rundfunks unter Dr. Rudolf Michl. U. a.: Violinkonzert von Frank Martin. (Karlheinz Schneeberger)
21. Kirchenmusik in der Matthäuskirche, Burbach. Ausführende: Fritz Lösch (Baß) und Inge Melchior (Sopran).
26. Drittes Sonderkonzert des Saarländischen Rundfunks mit dem Philharmonischen Orchester Brabant unter Heinz Jordan. U. a.: I. Sinfonie von G. Mahler, Halberg
28. Matinée Gottfried Benn und Heinz F. Hartig in den Kammerspielen. U. a.: Hartig, Chorwerk „Perche guerra“ (Chor des Stadttheaters unter Werner Wilke)
28. Kirchenmusik in der Alten evangelischen Kirche St. Johann
28. Passionsmusik in der Pfarrkirche St. Josef. Chor der Knabenmittelschule unter Fritz Lösch

April 1965

4. Konzert der Orchestervereinigung Riegelsberg und des Männerchors Güchenbach-Riegelsberg. Leitung Ernst Hoenisch. Zentralschulhaus
4. Bachs Johannispassion. Aufführung unter Leitung von Karl Rahner in der Ludwigskirche
7. Klavierabend John Buttrick (USA). Amerika-Haus
7. Liederabend des Saarländischen Rundfunks mit Erika Köth; am Flügel Günther Weissenborn. Halberg

9. Kammermusik der Dante-Alighieri-Gesellschaft: Rose Marie de Rive (Sopran) und Enza Ferrari (Klavier). Rathausaal
11. Passionsmusik in der Christkönigkirche. Leitung Klaus Fischer
16. Verdis Requiem im Stadttheater. Leitung Siegfried Köhler
21. Klavierabend Friedrich Wilhelm Schnurr. Saal des Pianohauses Kohl
23. Fünftes Hochschulkonzert. Sellier, Beethovensonaten. Rathausaal
- 26./27. Siebentes Städtisches Sinfoniekonzert unter Gastdirigent Philipp Wüst. U. a.: Harald Genzmers „Prolog“ für Orchester
28. Orgelabend KMD Hans Gebhard (Kiel) in der Alten evangelischen Kirche St. Johann
29. Viertes Studiokonzert des Saarländischen Kammerorchesters unter Gastdirigent Bernhard Paumgartner. Werke von Mozart. Halberg

Mai 1965

4. Konzert der französischen Harfenistin Gisèle Herbert. Rathausaal
5. Konzert zur Immatrikulationsfeier: Bus-Quartett und Prof. Karl Scheidt (Gitarre). Auditorium maximum
6. Liederabend Lotte Lehmann. Am Flügel Marlott Persijn-Vautz. Rathausaal
7. Sechstes Hochschulkonzert. Sellier, Beethovensonaten. Rathausaal
9. Sechstes Jugendkonzert des Saarländischen Rundfunks unter Dr. Rudolf Michl. U. a.: Bartoks 3. Klavierkonzert (Paul Badura-Skoda, Wien)
13. Lieder- und Klavierabend Hildegard Bech (Sopran) und Werner Müller (Klavier). Musiksaal der Universität
14. Sechstes Meisterkonzert des Saarländischen Rundfunks mit dem Koeckert-Quartett (München). Halberg
16. Orgelabend Arnfried Edler in der evangelischen Kirche Malstatt
19. Geistliche Musik in der Alten evangelischen Kirche St. Johann. Leitung Gunther Hoffmann
21. Siebentes Hochschulkonzert. Sellier, Beethovensonaten. Rathausaal
23. Viertes Sonderkonzert des Saarländischen Rundfunks unter Gastdirigent Jean Jakus. U. a.: Orffs Carmina Burana. Halberg
24. Klavierabend Ursula Freiwald, anlässlich der Rektoratsfeier der Comenius-Hochschule
25. Cembalo-Abend Virginia Pleasants (USA). Amerika-Haus
31. Serenadenkonzert des Saarländischen Kammerorchesters unter Karl Ristenpart. Halberg

Juni 1965

31. 5. und 1. 6. Achtes Städtisches Sinfoniekonzert unter Siegfried Köhler. U. a. Siebente Sinfonie von Bruckner
11. Achtes Hochschulkonzert. Alexander Sellier beschließt den Zyklus der Beethovensonaten. Rathausaal
13. Orgelabend Gunther Hoffmann in der Alten evangelischen Kirche St. Johann
14. Anthroposophische Gesellschaft, Zweig Saarbrücken: Kammerkonzert des Baltz-Ensembles in der Aula des Knabengymnasiums, Spichererbergstraße

15. Liederabend Martha Morris (USA, z. Z. Stadttheater Saarbrücken). Amerikanische Volkslieder und Balladen. Amerika-Haus
16. Bachkonzert („Musikalisches Opfer“) in der evangelischen Kirche Malstatt. Leitung Arnfried Edler
16. Kammermusik der Freunde zeitgenössischer Musik im Saal des Pianohauses Kohl
21. Konzert junger Künstler im Rahmen der „Saar-Uni-Kultur I“ Musiksaal der Universität
21. Orgelabend Erich Stoffers (Burea, Schweden) in der Stiftskirche St. Arnual
27. Geistliche Abendmusik in der evangelisch-lutherischen Kirche, Heuduckstraße
30. Orgelabend Gunther Hoffmann in der Alten evangelischen Kirche St. Johann

dreb.

Ein Gedenkblatt für Dr. Erich Bourfeind

*„Er losch auf einmal aus so wie ein Licht.
Wir trugen alle wie vom Blitz
den Widerschein der Blässe im Gesicht.“*

H. v. Hofmannsthal

Er ist nun schon über ein Jahr tot. Und noch sprechen seine Freunde, treffen sie einander, von ihm, als sei der immer Reisefrohe von einer größeren Reise noch nicht zurückgekehrt. So etwas ist in einer fast grausam vergeßlichen Zeit schon des Merkens würdig. Alle, die ihm nahe gestanden, spüren: er fehlt, der unaufdringliche Meister des Gesprächs, der so energisch Maß und Richte setzen konnte, der Kunstkritiker, für den begründet opponieren ebenso geistig leben hieß wie mit guten Gründen loben. Seine Freunde wissen: auch das kleine Land am Mittellauf der Saar hat im Bereich seiner geistigen Leistungen und Absichten etwas eingebüßt, was Jean Schlumberger „jalon“ nannte, Meßfahne, Richtpunkt. Mit „dreb“ unterzeichnete er seine Arbeiten, Dr. Erich Bourfeind.

Wir sehen ihn noch, die hohe Gestalt, den gepflegten Herrn in grauen Schläfen, mit den wachen Augen, deren beherrschtem Blick nichts entging an Dekor und Substanz, bei Theaterpremieren, Sinfoniekonzerten, Ballettabenden, Kunstaussstellungen, Empfängen im Festsaal des Kultusministeriums und des Rathauses. Literatur und bildende Kunst waren seine Domäne, dem Theater gehörte seine besondere Liebe. Musik, ob klassisch oder modern, gehörte zu seinem inneren Bestand, doch über Musik zu schreiben konnte ihn keine Lockung bewegen. „Man soll nicht öffentlich über Dinge urteilen, in denen man sich nicht hinreichend auskennt. Liebe zur Sache genügt nicht.“ Das Dreieck, das die Problematik der Kritik im Zeichen sichtbar macht, war ihm mehr als geometrisches Orientierungsbild. Vom Ich des Kritikers über und durch das Kunstwerk führt die Linie zu dem, der beides aufnimmt, Leser, Betrachter, Zuschauer. Die Geraden zwischen den Eckpunkten sind nicht immer gerade, allen Schwächen und Stärken ausgesetzt, des Ich, des Werks, des Publikums.

Erich Bourfeind war durch die Schule Goethes und Lessings gegangen. Goethe bedeutete ihm Weltoffenheit, Lessing Unbestechlichkeit, die Klarheit sucht. Kant und Hegel waren ihm durch viele Jahre Lehrmeister, die man ehrt, indem man sie liest. Lieblingsphilosoph der Studienjahre: Max Scheler, „Das war kein Philosoph in den Wolken, der stand mit beiden Füßen im Leben. Jede Beize war ihm gut zu einem Gespräch. An der Bartheke konnte er ‚Vom Ewigen im Menschen‘ ebenso sprechen, wie von der Zeit, die alle Werte umstürzt.“ Mehr als einmal, nach dem fünften oder sechsten Viertelchen Mosel, wenn sich das linke Auge unter mitternächtlicher Schwere zu verkleinern schien, zitierte „dreb“ Schelers Satz: „Der Mensch — ein kurzes Fest in den gewaltigen Zeitdauern der universalen Lebensentwicklung...“ Dann wußten die Freunde: jetzt setzt starker Kaffee der Nacht ihr Ende. Stand an ihrem Anfang eine nach seiner Auffassung mißglückte Premiere, begnügte er sich mit einer Tasse. Hatte er die Gewißheit, über einen Erfolg zu schreiben, wurden es vier. Zu loben war

ihm ein schönerer Dienst als die Pflicht, das Halbfertige und Verfehlte zu tadeln. Für beides ließ er sich Zeit. „Erst mal eine Nacht oder zwei darüber schlafen . . .“ Das Gewicht der Materie bestimmt das Maß der Auseinandersetzung mit ihr. Zu flinker Feder, die „flott“ zu schreiben bereit war, wollte er sich nicht bequemen. Glanzlichtern des Stils, den eigenen wie den geborgten, war er nicht hold. „Sagen, was ist, mit dem Wort, das (die Sache) trifft.“ Er verließ sich nicht auf Eindrücke, Stimmungen, Augenblickslichter. Kritik braucht ein festes Fundament, soll sie als Produktion selbst wieder Geltung haben, in einer welthaltigen Wechselwirkung zwischen Mensch und Kunstwerk. Ernst Robert Curtius war das große Vorbild. Von dessen Schülern schätzte er Gustav René Hocke besonders hoch ein. Ihn als Mitarbeiter für das Feuilleton der „Saarbrücker Landeszeitung“ zu gewinnen, war ein früh mit Genugtuung erreichtes Ziel.

„dreb“ war einer der wenigen Menschen, vor deren Sarg es keiner Retouche bedarf, keiner Lüge, um das Licht und den Schatten abzutönen, zu einem allen wohlgefälligen Gesamtbild. Die Stunden sind zu zählen, in denen er von sich selbst gesprochen, die Sätze, die als confessio hätten gelten können. Er war alles andere als eine mit sich und der Welt einige Natur. Krisen, die an die Wurzel der inneren Existenz wie des äußeren Daseins rührten, waren ihm nicht erspart geblieben. Hie und da war er versucht, sein „Buch der Wege“ zu schreiben. Er widerstand der Versuchung. „Dat is alles nix Besonderes. Jeder Anständige mit'n bißjen Grips macht dat mit.“ dreb war Kölner.

Seine Mitte? Der Mensch und die Kunst. „In der Kunst hat der Mensch teil an der Schöpfung. Der persönliche Stoff ist so lange gleichgültig, bis er in der Form überpersönlichen Funktionswert bekommt, indem er an den Grund des Lebens rührt. Schluß!“ So autoritär konnte er werden, sah er sich dem bengalisch beleuchteten Dunst eines Kunstgeschwätzes ausgesetzt. Halbkönnner, Blender, „Wichtigmacher“ reduzierte er auf ihre leere Geste. Auf der „documenta“ vertreten zu sein, in München oder Berlin eine Ur-aufführung erreicht zu haben, konnte ihn nicht veranlassen, dem Maler, dem jungen Dramatiker ungeprüft das Talent zu bestätigen. Die ehrlichen Sucher aber nahm er ernst, auch wenn sie von keiner Jury ausgezeichnet wurden. Beim Meister entdeckte er die flüchtige, die schwächer gewordene Hand. Was er sagte und schrieb, hatte den Wert einer Expertise. Ob bei Kunstankäufen oder literarischen Wettbewerben: sein Urteil, sein Rat, sein Zorn hatte Gewicht. Nicht nur, wenn es galt, den Saarländischen Kunstpreis zu vergeben. Käme es je zu einer „Saarbrücker Dramaturgie“, für das Kapitel „dreb“ böten sich Sätze Lessings als Leitwort an:

„... gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Der Kunstrichter, der gegen alle nur *einen* Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte grob.“

„Im kleinsten Ringe wag's, dich reich zu leben“. Das Wort Carossas nahm er im journalistischen Bereich notgedrungen an. Von der Seitenzahl aus gesehen, ist der Kulturteil unserer Zeitungen der kleinste. Vielen Lesern ist der Bericht über das heimische Vereinsjubiläum wichtiger als die Kritik über Dürrenmatts „Besuch der alten Dame“ im Theater der Landeshauptstadt. dreb wußte das. Auf „seiner“ Seite schrieb er und wählte er aus für

„seine“ Leser. Vor ihnen sollten Urteil und Stil bestehen. „Ich kann nicht schreiben wie der Millowitsch Theater spielt.“

Die kritische Persönlichkeit sprengte die Enge, wo immer es möglich und notwendig war. Ob zu Kunstausstellungen oder Theaterereignissen, er fuhr nach Darmstadt, um Sellners „Ödipus“-Inszenierung, nach Frankfurt, um Brechts „Galilei“ unter Buckwitz zu sehen, nach München, um die Regiepranke Kortners zu erleben. In Berlin und Basel sah er sich Hochhuths „Stellvertreter“ an, in Köln das „Spiel um Job“. „Man muß vergleichen können und die Schlüsse daraus ziehen.“ Jahrelang war er Gast der Berliner Festspielwochen. Auch in Bayreuth und Salzburg entging ihm nicht das dissonante Spiel zwischen snobistischem Rummel und zeitloser Kunst. Auf jedes Kunsterlebnis bereitete er sich vor. Aus dem Rembrandt-Museum in Amsterdam ließ er sich Kataloge kommen, von den Theatern die Textbücher. Diese Beschäftigung nannte er einmal „Rüstzeit“.

Er wußte: allem Bemühen des Kritikers um Objektivität sind Grenzen gesetzt, jedem Urteil haftet ein Rest Subjektivität an, bestimmt vom Naturell, vom weltanschaulichen Ort. Bei der Betrachtung moderner und modernster Werke – so im Bereich des absurden Theaters und der abstrakten Malerei – wog er das Für und Wider länger und langsamer, weil die Trennung von Anspruch und Leistung schwerer auszumachen, die Linien zwischen Kunst und Made leichter zu verwischen sind. Da bedauerte er oft den Zwang zur Kürze, im Maß einer Tageszeitung.

Ob er als Kritiker gefürchtet war? Zuschriften, Anrufe, Aussprachen bestätigten ihm, daß auch die „Betroffenen“ sein Urteil respektierten. „Et is mir eja, wat die von mir denken. Se sollen auch ruhig saren, der dreb is’n Theoretiker. Se sollen nur merken, dat mr alles merkt, dat Ordentlije un de Fuscherei.“ Denn er war ein Kölner.

Einer, der das Reisen liebte. Auf jede Reise bereitete er sich vor. Von Städten und Landschaften wußte er, bevor er sie betrat, was in ihnen weste an Geschichte, Kunst, Künstlern, Gastronomen. Die unmittelbare Anschauung sollte bestätigen, korrigieren, ergänzen. Ein glücklicher Spürsinn ließ ihn Menschen finden, in denen sich der Geist einer Stadt, einer Landschaft, ihrer reichen Vergangenheit, ihrer wachen Gegenwart verkörperte. Hier war es ein Museumsdirektor, dort der Abt eines Klosters, ein Maler im Schloßturn, ein Dichter auf seiner Insel, der Nachtportier eines Vier-Sterne-Hotels, ein junger Schauspieler, ein Apotheker, ein Skilehrer. Wer mit ihm reiste, brauchte keinen Baedeker. Darum fand er Gefährten, denen einen Wagen zu besitzen doppeltes Glück erschien.

Er hatte den Blick für das Flüchtige wie für das Bleibende, für das Gewachsene wie für das nur Konstruierte, für den Ernst wie für die Komik alles Lebendigen und Toten, für die Leier Apolls wie für die Flöte des Pan im Gebüsch. Ihm zuzuhören war eine Lust. Man entdeckte den in der Alltagsfron des Journalisten verschütteten Erzähler. Menschen und Dinge wurden leibhaftig, der Gang durch die alte Bibliothek in St. Gallen, Ursache, Verlauf und Folgen einer Autopan in den französischen Alpen, „die einem eja sind, wenn man im Irren hängt“, der greise Dichter, der, von den Zeugen vergangenen Ruhms umstellt, die Welt nicht mehr versteht. Wach blieb er, solange er erzählen konnte, was immer auch die Uhr geschlagen hatte. Nach Mitternacht glückten ihm Sätze „wie gestochen“, Vergleiche und Bilder die „saßen“, und nur, wenn die vom Wein beflügelte Hochstimmung die Phantasie überströmte, flüchtete er in ein alles zusammen-

raffendes „und so weiter, nit wahr, un wie dat so is . . .“ Hatte er nicht den Sinn für alles Brüchige in der Pracht?

Als ihm die Sätze un gelenk zu werden schienen und schwerer als gewohnt Anfang und Ende fanden, befiel ihn die Angst vor dem Altwerden. „Mühe macht das Schreiben immer, aber die Beklemmung, das Erreichbare nicht mehr zu treffen, beunruhigt mich.“ Als der Fünfundsechzigjährige, ein Leben hindurch von makelloser Gesundheit begleitet, die ersten Symptome der Störung wahrnahm, begann sich um sein heiteres Gemüt der Flor des Zweifels zu legen, einer leisen Resignation vor den unabdingbaren Gesetzen der Natur. Der Druck, bis zum Siebzigsten arbeiten zu *müssen*, um in den Genuß einer halbwegs angemessenen Rente zu kommen, hängte sich an die Schritte zu seinen Ärzten. Der Jungeselle, zeitlebens zur Bindung in Ehe und Familie ungeeignet— „ungeeignet“ sagte er —, begann zu fühlen, daß Freiheit ihren Preis fordert, daß Unabhängigkeit in die Einsamkeit führen kann. Überfiel ihn der „Budenkoller“, arrangierte er ein Gespräch mit den Freunden. „Wir haben uns eigentlich schon lange nicht mehr gesehen.“

Der Achtundsechzigjährige: „Man muß den Anschluß behalten, an alles Neue. Mit den Gehalten wandelt sich der Ausdruck. Wandel der Lebensgefühle ändert die Formen. Ich kann das Ungewohnte, Ungewöhnliche nicht einfach ablehnen, weil es dem Kanon, unter dem man reif geworden ist, nicht mehr entspricht.“ So galt sein zeitlich letztes Interesse der modernen Lyrik. Er suchte nach inneren Parallelen zum absurden Drama, in der Art, den Menschen zu sehen in einer atomisierten Welt, deren Sprache den Dialog, die Kommunikation verloren hat. Schon nicht mehr fähig, seinen Dienst zu tun, umgab er sich zwischen alten Möbeln mit den jüngsten Sammlungen deutscher und ins Deutsche übertragener Lyrik. Unser letztes Telefongespräch, am Abend vor seinem Tode, dauerte fast eine halbe Stunde. „Wie geht’s denn so, Meister?“ — „Im Kopf ist soweit alles klar, aber die Innereien und die langen Beine, die wollen einfach nicht mehr. Das Alter ist nicht aufzuhalten.“ So fing es an. Dann folgte, über die Saar hinweg, von Hügel zu Hügel getragen, ein Dialog über Benn und Heissenbüttel, Mon und Enzensberger, Bachmann und Eich und deren Interpreten. „Ich lese gerade Heselhaus, ‚Die Lyrik der Moderne‘, dat schick ich Ihnen morjen. Und ‚Die schwarze Romantik‘ von Praz. Und dann sprechen wir mal darüber.“

Der nächste Anruf, in der Frühe des folgenden Tages, kam von seiner Redaktion: „Wir haben eine sehr traurige Nachricht für Sie: Bourfeind ist gestorben . . . Hirnschlag.“ — „Aber ich habe doch noch gestern abend . . .“. Wie das so geht, hat man noch die Stimme des Abgeschiedenen im Ohr. Dialog als Abschied, Kommunikation bis zum Zugriff dessen, der keine Unterschiede kennt.

„Bourfeind“. Mehr war nicht zu sagen, als der Sarg aus der letzten Behausung in die Kammer ohne Wiederkehr getragen wurde.

Der Schreibtisch in seinem Wohnzimmer, mit Möbeln, die er nicht aus- gesucht hatte, schien noch seine Atemzüge zu hören, den sanften Druck der Hand zu spüren. Drei, vier Lyrikbände lagen aufgeschlagen da, daneben die Handzettel mit den letzten Notizen, der Federhalter. Und auf einem Stoß Zeitungen: Praz und Heselhaus mit dem dazwischen geschobenen Zettel: für W. H. R. So traurig der Anblick stimmte, so grausam das

Ende inmitten der Zeichen neuen Suchens dünkte: alles war geordnet. Er hielt, was er versprach.

Nie vorher, die Wirtin ausgenommen, hatte das Zimmer einen Besucher gesehen. Der Arzt war sein erster und letzter Gast. „Er hatte einen schnellen, schmerzlosen Tod.“

Alles war geordnet, auch in den Schränken und Schubladen, in den Bücherregalen. Die reiche Garderobe, den Jahreszeiten wie den Anlässen angepaßt, verriet den korrekten Gesellschaftsmenschen. Erst als Paß und Geburtsschein gefunden waren, konnte, was keines Zweifels mehr bedurfte, bescheinigt werden.

Nach dem Requiem kamen die Freunde in der kleinen alten Weinstube zu einem Trunk des Gedenkens zusammen. „Und fingen an zu reden, wer er war. Wer aber war er, und wer war er nicht?“ Die Niedergeschlagenheit über den Tod eines Grandseigneurs der Freundschaft in Zeiten der Kumpaneien wich der frischen Erinnerung an die Stunden mit dem Lebenden, an seine streitbare Intelligenz, an seinen unbestechlichen Kunstverstand, an seine Lust, manipulierte Größen vom Sockel herunterzuholen, an seinen Witz rheinischer Provenienz. Da war er wieder mitten unter ihnen, lächelnd zum Satyrspiel nach der Tragödie, in einer Atmosphäre, wie er sie seit dem Umgang mit Max Scheler liebte: „Beim Wein des Boten und Trägers eines Schwebend-Unzerstörbaren zu gedenken.“

PROFESSOR FRITZ GREWENIG

Abb. 22–25 Das neunzehnte Jahrhundert war für die bildende Kunst im Saarland eine Zeit der Brache. Nur noch kurz wirkte sich aus, daß die „Fürstenzeit“ am Ende des achtzehnten einheimische Künstlerbegabungen, Interesse und guten Geschmack geweckt hatte. Mit der politischen und wirtschaftlichen Umwälzung verfiel die Tradition recht bald, in der Landeshauptstadt wohl noch schneller als in den alten Städten des Hinterlandes. Die verständnislose Verschleuderung alten Besitzes an Kunst und Kunsthandwerk ist dafür Beweis genug. Es soll nicht der Kunstsinn und die Bewahrungsfreude einiger alter Großbürgerfamilien geleugnet werden, doch ist es bezeichnend, daß sie ihren Kunstbedarf von außer Landes importieren mußten und daß auch der Industrieadel sich die Maler für die seinen Standesanspruch befriedigenden Familienporträts von auswärts engagieren mußte.

Im Gegensatz zu dieser Bedürfnislosigkeit im Bereich der bildenden Kunst steht das rege Interesse an der Musik, unterstützt wohl durch den für die bürgerlichen Privilegierten obligatorischen Klavierunterricht der „Höheren Töchter“. Die gründliche Forschertätigkeit Robert Hahns hat gezeigt, welch aufgeschlossenes und auch für das jeweils Neue verständnisvolles Publikum die Musik wenigstens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Saarland gefunden hat.

Für die bildende Kunst dagegen erschöpfte sich das öffentliche Interesse an den platt realistischen Kriegerdenkmälern und dem vorschriftsmäßigen Sitz der in Erz gegossenen Uniformknöpfe, und schon eine so zaghaft beschwingte Reiterfigur wie die von Fritz Klimsch, die heute nach beschwerlichem Nomadendasein in der Stadenanlage einen neuen Platz gefunden hat, erregte bei ihrer ersten Aufstellung den Unwillen des provinziell verkümmerten Geschmacks.

Dabei fehlte es gewiß nicht an einheimischen Begabungen, doch waren sie zum Abwandern gezwungen und blieben aus verständlichen Gründen an den Orten ihrer künstlerischen Ausbildung.

Nach bescheidenen Ansätzen seit Beginn unseres Jahrhunderts setzte nach dem ersten Weltkrieg ein beachtlicher Aufschwung ein. Er muß als ein Teil der großen kulturellen Erneuerung angesehen werden, die seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, von einer ungewöhnlich großen Zahl schriftstellerischer und künstlerischer Begabungen getragen, der deutschen Kunst Eigenart und Größe gegeben hat. Gestützt auf die Zustimmung und Mithilfe einer vielleicht nicht allzu zahlreichen aber durch Weltoffenheit, mit neuen Impulsen erwachten echten Bürgersinn und unternehmenden Mut ausgezeichneten Schar von Kunstfreunden traten Künstler hervor, die im Lande tätig blieben und die, durch ihr Wirken ermutigend und anregend, ein bodenständiges Kunstleben schufen.

Eine der wichtigsten Künstlerpersönlichkeiten unter ihnen, bestimmt aber die, durch deren Tätigkeit Ausmaß und Richtung des künstlerischen Schaffens am stärksten beeinflußt worden sind, ist Professor Fritz Grewenig. Der Künstler wurde 1891 als Sohn eines Anstreichermeisters in einem Köllertaler Dorf geboren. Nach handwerklicher Ausbildung erhielt er die erste

künstlerische Anleitung in Saarbrücken durch Richard Wenzel, der ja eine ganze Reihe junger Talente zum Künstlerberuf ermutigt hat. Das Beispiel Wenzels, des ersten „freien Künstlers“ in Saarbrücken, war zu solcher Ermutigung eigentlich nicht angetan, denn es konnte schließlich nur dafür den Beweis liefern, daß der Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft in die Rolle des Asozialen, des Lumpen und Eckenstehers gedrängt werde.

Es besteht kein Zweifel, daß an dem Schicksal des haltlos genialen Wenzel und seinem erbärmlichen Ende nicht nur seine eigene Unbegabung zum geordneten Leben schuld war, sondern auch das Vorurteil des Spießers. Es fand sich als Gönner und Auftraggeber eben nur der kleine jüdische Gummiwagenhändler, und in der Konkursmasse seines Lädchens ist dann auch der Nachlaß Wenzels verschleudert worden. Vielleicht aber haben gerade die Unbekümmertheit des von der Gesellschaft ausgestoßenen Künstlers und seine Gleichgültigkeit gegen die wohlstandstüchtige Konvention auf die damals Jungen ermutigend gewirkt.

Der junge Maler Fritz Grewenig ging 1913, dem Beispiel seines Lehrers Wenzel folgend, der von ebendort gekommen war, auf die Dresdener Akademie. Er kehrte auch nach einer Unterbrechung durch den Militärdienst im ersten Weltkrieg wieder nach Dresden zurück. Es ist übrigens der unmittelbare Einfluß von Lehrern und Schule für die künstlerische Entwicklung Grewenigs nicht sehr hoch zu veranschlagen. Seine Kunst richtete sich zu jeder Zeit vornehmlich nach der durch das Beispiel der Großen seiner Zeit geschulten eigenen Einsicht.

1921 begann Grewenig seine eigenständige Künstlertätigkeit in der Saarländischen Hauptstadt. Schon vorher, 1917, hatte eine Saarbrücker Kunsthandlung eine Kollektivausstellung veranstaltet, eine zweite fand 1920 an gleicher Stelle statt. Seine noch oft erprobte organisatorische Fähigkeit bewies der Künstler 1923 bei der Einrichtung der ersten großen Ausstellung „Saarländischer Kunst“ (in der Turnhalle des Reformgymnasiums), die er für die „Vereinigung der Kunstfreunde an der Saar“ unternahm.

Sehr bald schon fand er das Interesse der maßgebenden Öffentlichkeit, mehr noch in den damaligen Kunstzentren des Reiches als in der Heimat. Schon 1923 veröffentlichte das „Jahrbuch Junger Kunst“ bei Klinkhard und Biermann zu einem ausführlichen und klugen Text von Hermann Adolf Ginzler Reproduktionen mehrerer Grewenigscher Bilder. Seitdem gehörten seine Arbeiten zu den festen Beständen der bedeutenden Galerien Deutschlands und der Schweiz. Auf den großen Jahresausstellungen in Düsseldorf und Essen war er regelmäßig vertreten.

Zu der Bedeutung Grewenigs als eines schaffenden Künstlers kam die nicht weniger wichtige des Kunstpädagogen und Organisationsmannes. Seiner Initiative ist die 1924 erfolgte Gründung der Staatlichen Schule für Kunst und Kunstgewerbe in Saarbrücken zu verdanken, deren Direktor er auch bis zu ihrer Auflösung 1936 gewesen ist.

Mit dieser Schule war eine Ausbildungsstätte für künstlerische und kunsthandwerkliche Berufe geschaffen worden, die dazu berufen war, die jungen Begabungen im Lande zu halten und zu fördern. Professor Grewenig hatte sie mit Umsicht so aufgebaut, daß sie nicht nur der Ausbildung von freien Künstlern und der Förderung des Kunstverständnisses im Sinne eines *l'art pour l'art* dienen, sondern auch den praktischen Anforderungen eines industrialisierten Gebietes entsprechen konnte. Unterstützt wurde er in seiner Tätigkeit durch eine Reihe hoch qualifizierter Mitarbeiter, die er mit

umfassendem Überblick über das künstlerische Leben im Deutschland der zwanziger Jahre ausgewählt hatte. Der Prospekt der Schule von 1934 zeigt eine wohl abgewogene Zusammenstellung der Lernfächer.

Der Schule wurde ein Staatliches Museum angeschlossen, das in wenigen Jahren zu einer beachtlichen Sammlung moderner Kunst wurde. In seiner doppelten Eigenschaft als ausübender Künstler und Kunstkenner konnte Grewenig damals Werke der führenden Künstler des In- und Auslandes erwerben. In den gut hergerichteten Räumen des Hauses am Ludwigsplatz fanden über hundert Ausstellungen statt, zu den Eröffnungen sprachen die Wortführer des deutschen Kunstlebens, oder auch die ausstellenden Künstler selbst hatten die Gelegenheit, vor ihren Werken ihre Absichten und Vorstellungen zu erläutern.

Die Tatsache, daß es in Saarbrücken eine Stätte solch reger künstlerischer Tätigkeit und von solch hoher Qualität gegeben hat, verdient eine ausführlichere Darstellung, als sie hier gegeben werden kann. Es wäre nachgerade an der Zeit, daß sie trotz der Schwierigkeiten, den der Verlust des Archivs im Bombenhagel des letzten Krieges bewirkt hat, bald in Angriff genommen würde. Hier kann nur festgestellt werden, daß die Schule trotz der knappen Zeitspanne von nur dreizehn Jahren ihres Bestehens eine nachhaltige Wirkung gehabt hat. Beträchtlich ist die Zahl der ehemaligen Schüler, die seitdem der Kunst des Landes ihr Gepräge gegeben haben. Ja, es ist der künstlerische Einfluß der Schule eigentlich bestimmend geblieben. Auch die heftigen Anfeindungen und die bis zum heutigen Tage unvermindert bestehenden Vorurteile haben nicht verhindern können, daß sich so etwas wie eine Gemeinschaft erhalten hat mit der wach gebliebenen Erinnerung, wem sie ihre künstlerische Schulung und Einsicht verdankt. Die Anfeindungen, denen die Schule schließlich erlag, kamen von zwei Gruppen, die, als sie am Ende zum tödlichen Schlag ausholten, ihre innere Verwandtschaft bekundeten. Die einen waren die schlichten Spießer, diejenigen, die ihre Abneigung gegen alles, was nicht ihresgleichen ist, als überlieferungstreuen Biedersinn tarnen. Sie widersetzten sich feindselig der künstlerischen Rührigkeit ihrer Zeit und kannten das Wort Kultur nur in der Wortverbindung „Kulturbolschewismus“. Es sind dieselben, die sich heute rückertennend die Zwanziger Jahre als eine Zeit der moralischen Auflösung, der bedenkenlosen Libertinage vorstellen und sie deswegen die „goldenen“ nennen. Was die Kunst anlangt, waren sie untertanentreu bei Anton von Werner stehen geblieben, entsprechend ihrer Überzeugung, Saarbrücken sei erst als preußische Garnisonsstadt gegründet worden. In ihrer durch Lüsternheit geschärften Antipathie gegen die „Bohème“ zogen sie gegen die Schule in den Krieg. Ihr Kampfesmut wurde bestärkt und im Dienst gestellt durch die zweite Gruppe der Gegner, die politischen Intriganten und Emissäre. Es stellte sich heraus, daß das künstlerische Vakuum unseres Landes nicht zufällige Folge von Industrialisierung und Machtwechsel gewesen war, sondern Ergebnis planender Kulturpolitik. Die Schule verstieß durch ihre Existenz gegen den Grundsatz, daß Grenzländern kulturelles Eigenleben über das Folkloristische hinaus nicht zugestanden werden darf, wenn die Gefahr der Absplitterung gebannt werden soll, einem Grundsatz übrigens, der ja nicht nur in Berlin galt und auch nicht nur in dem Berlin zwischen den beiden Weltkriegen praktiziert worden ist. Er ist ein kolonialistischer Grundsatz, der dahin zielt, nicht nur die wirtschaftlichen Roh-

stoffe, sondern auch die „Rohbegabungen“ zur Weiterverarbeitung ins Mutterland zu schaffen.

Nachdem man sich jahrelang mit Intrigen und — unter Mitwirkung der Spießer — mit Verleumdungen hatte begnügen müssen, konnte man 1936 zur Tat schreiten. Man konnte schließen, entlassen, verschleudern und zerstören.

Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß es von der Gründung der Schule an bis zu ihren letzten Tagen Einsichtige gegeben hat, die anders dachten, leider nicht in den Reihen der Politiker, sondern nur unter den Sachkennern und den ehrlich um die deutsche Kunst Bemühten. 1930 berief Carl Justi, Direktor der Berliner National-Galerie, Professor Grewenig zum ständigen Mitarbeiter der Zeitschrift „Museum der Gegenwart“, und noch im Dezember 1935 schrieb Georg Biermann, Herausgeber der „Deutschen Kunst“ im Angelsachsen-Verlag über die Leistung Grewenigs an Schule und Museum von einem „edlen Beispiel schöpferischer Arbeit“ und fügte hinzu: „Ihnen aber muß die deutsche Kunst besonders danken!“

Für Fritz Grewenig bedeutete die Katastrophe seiner Institute den Abschied von der Heimat. Er fand mit Unterstützung des Herrn von Boch in Mettlach an der Trierer Werkschule ein neues Betätigungsfeld. Dort wirkte er als Leiter der Mosaikklassse und später auch der Klasse für angewandte Malerei mit ungebrochener Kraft und Lehrfreude bis zu seiner Berufung an die Werkkunstschule in Mainz im Jahre 1950. Nach seiner Versetzung in den Ruhestand (1956) kehrte er nach Trier zurück und ist dort weiter bis zum heutigen Tage tätig, der Lehrpflichten ledig und ganz dem eigenen Schaffen hingegeben. Im Kunstleben seiner Wahlheimat ist Professor Grewenig zu einem gewichtigen Faktor geworden, ihm verdankt auch die Trierer Schule in erster Linie ihren Wiederaufbau nach den Zerstörungen des letzten Krieges. Seine Bilder sind jetzt auch wieder in den anspruchsvollen Ausstellungen des In- und Auslandes zu sehen.

In dem großen Werk des Malers Fritz Grewenig, geschaffen in fast einem halben Jahrhundert unentwegter Tätigkeit, lassen sich deutlich mehrere Perioden unterscheiden: Seine frühen Gemälde gehören in den Bereich des Expressionismus, der großen Bewegung, die — ja gerade mit Dresden als einem ihrer Ausgangspunkte — statt des passiv genießerischen Augenblicks-erlebnisses des Impressionismus die von Schmerz und Freude gleichermaßen erfüllte untrennbare Zusammengehörigkeit von Mensch und Welt nicht nur im Inhaltlichen erzählen, sondern auch mit zeichenhaft gemeinten Darstellungsmitteln zum Ausdruck bringen wollte. So tritt bei den Bildern des Künstlers von Anfang an das formale „Motiv“ auf, ein Kompositionselement von prägnantem Umriß und Farbcharakter, das Grundlage ebenso des Kleinaufbaues wie der Gesamtkomposition ist. Diese Art von Motiv ist für das Werk Grewenigs bezeichnend und erhält sich als im Grunde expressionistisches Erbgut über alle seine Entwicklungsstufen hinweg. Es ist anders als der Licht meinende Fleck der Impressionisten, weil es eine vom Bildsinn abgeleitete, erkennbare Eigenform hat, anders als das Strukturelement etwa bei Feininger, weil es nicht mechanisch wiederholbar, sondern von Bild zu Bild neu erfunden ist, anders auch als die Formzelle bei Cézanne und den frühen Kubisten, weil es klar abgegrenzt als Einzelform deutlich in Erscheinung tritt.

Es ist ja das Zusammenfügen der aus den Pinselstrichen hervorgehenden Einzelteile zur Gesamterscheinung des Bildes, was man vage als „Komposi-

tion“ bezeichnet, die eigentliche künstlerische Leistung, als Eigentümlichkeit eines Künstlers oder einer Epoche das, was „Stil“ genannt wird. Dieses Zusammenfügen ist mehr als nur eine handschriftliche Eigenart, es ist die einem Künstler gemäße Verwirklichung seiner Vorstellung vom geordneten Zusammenhang der Erscheinungen, die ihm von der Wirklichkeit als Gesichtsinneserlebnisse angeboten werden. Es ist, im ganz wörtlichen Sinne, die Verwirklichung der „Weltanschauung“ des Künstlers.

Grewenigs Grundhaltung, aus der trotz der Entwicklungsvariation beständigen Art seines Bildbaues erkennbar, ist die einer energischen Bewältigung der Dinge, die Hermann Ginzler schon 1923 als „kräftig und herb-männlich“ treffend charakterisiert hat. (In der Wochenschrift „Kunstchronik und Kunstmarkt.“) Es ist ein aus Zuversicht heiteres und heiter stimmendes Erkennen der Zusammengehörigkeit und Zusammenfügbarkeit aller Erscheinungen. Es hat diese Haltung etwas Urwüchsiges, man könnte fast sagen Naives. Es fehlt das Grüblerische, das aus echten oder gespielten Skrupeln veranlaßte Haltmachen vor einer gültigen Lösung und damit das Ungefähr und das unergründbar Geheimnisvolle. Der Künstler gehört zu den seltenen Glücklichen in unserer Zeit, deren Malerei Selbstbestätigung ist und die mit ihrem Optimismus zu überzeugen vermögen.

Ein wichtiger Anlaß für die Überzeugungskraft der Grewenigschen Bilder ist der Umstand, daß er frei von jedem Manierismus ist. Seine Malerei entsteht nicht als formales Experiment, als eine beziehungslose Übung mit Elementen und ihrem Zusammensetzen. Sie hat regelmäßig ein Erlebnis zum Ausgangspunkt, ein Erlebnis, das mehr oder weniger über das rein Visuelle hinausgeht und Komplexe der Wirklichkeit und ihre menschlichen Bezüge umfaßt. Es werden nun aber diese Erlebnisfakten nicht außerhalb der künstlerischen Erkenntnis des Malers aufgenommen und dann etwa mit Hilfe des „Stiles“ illustriert. Vielmehr wird, wie bei jedem echt erlebenden Künstler, nur diejenige Erscheinung zum gestaltungsgeeigneten Erlebnis, die in ihrer Gesamtart schon Ähnlichkeit mit der künstlerischen Vorstellung hat. Die Erlebniswirklichkeit wird zum Beweis der Gültigkeit eben dieser Vorstellung. Ein solches „quod erat demonstrandum“ ist der eigentliche Impuls des künstlerischen Tuns. Es tritt aber bei Grewenig nicht im Sinne einer vorgefaßten Absicht auf, sondern es wird die unverbildete Schaffenslust von dem beweiskräftigen Erlebnis entzündet.

Ein solches Zusammengehen von Bildvorstellung und Erlebnis findet sich schon in dem frühen Gemälde „Gottsucher“ (1922), einem in oben genanntem Aufsatz im „Jahrbuch junger Kunst“ veröffentlichten Werk.

Drei Gestalten ordnen sich nicht nur in rhythmischem Hin-und-Her dem Breitformat des Bildes ein, sie sind auch ganz aus formalen Motiven gebildet, einem von unten her spitzwinklig sich hochhebenden und einem von oben rund herabschwebenden, aus einem Kontrastpaar also, durch das die im Thema gegebene Unruhe dargestellt wird. Schon hier bewährt sich, mit gewiß echter Sturm-und-Drang-Empfindung forciert, die besondere Begabung Grewenigs, seine Formmotive in ihrer Schlichtheit so zu erfinden, daß sie ebenso als lesbares Zeichen dem Sinnverständnis dienen wie als Kompositionselemente dem Bildbau.

In dieser, dem Expressionismus und seiner Darstellung menschlichen Schicksals verhafteten frühen Epoche kommt auch das Thema des Industriearbeiters vor („Mittag“, „Sonntag“ 1923) als Sinnbild des an höhere Macht gebundenen Menschen und mehrfach das Thema Mutter und Kind, bei dem

durch die Angleichung der Umrißzüge an Menschenleib, Pflanzenwuchs und Mobiliar zu einheitlicher sanft schwellender Bogenform kreatürliche Harmonie sinnerfüllend dargestellt wird.

Im ganzen also fand Grewenig die ersten Motive seiner Malerei im Menschlichen, und so ist es auch bezeichnend, daß ein sehr frühes Bild (1916) die Mutter des Künstlers zeigt, wie so manche Maler im Porträt dieses nächststehenden Menschen eine erste Probe ihres Könnens als Erfüllung der Sohnespflicht gegeben haben, die abgearbeitete Handwerkersgattin im guten Kleid, mit Wirklichkeitstreue und Gefühlswärme überzeugend dargestellt.

In den Jahren seiner Saarbrücker Tätigkeit, in denen übrigens seine künstlerische Schaffenskraft nicht durch die vielfachen Pflichten des Lehrers, Direktors und Organisators beeinträchtigt wurde, wendete sich Grewenig einem anderen Themenkomplex zu. Er stellt in dieser Zeit Dinge dar, die als Nachahmung des Natürlichen angefertigt werden, Künstliches also wie Attrappen, Schaufensterpuppen und Masken. Es gehört dieses Thema zweifellos zu der großen, seit langem die Künstler fesselnden Darstellung des Verhältnisses von Kunst und Leben als der ins Bewußtsein gerückten Kontrastierung zweier Welten, der, die ist, und der, die gemacht wird. In der Art wie Grewenig das Thema behandelt, steckt eine ironische Vertauschung, wobei die Geringwertigkeit der Welt aus Papiermaché einerseits die Unabhängigkeit des Künstlers von der außerkünstlerischen Gewichtigkeit seines Gegenstandes hervorhebt und andererseits die Fragwürdigkeit dieser Gewichtigkeit an der Ähnlichkeit zum serienmäßig billig Gemachten verdeutlicht.

Es steht Grewenig, im großen gesehen, mit seinem Thema in der Zeit nicht allein. Die Verwandlung des Menschen ins genormte Fabrikat ist in mancher Variation ein Thema der Zeit gewesen, mit besonderer Pointierung der Brüchigkeit humanistischer Lehre bei Giorgio de Chirico, mit der Aufdeckung der erniedrigenden Massen- und Puppenhaftigkeit bei Max Beckmann und mit der Brauchbarmachung zu mechanischer Einordnung bei Oskar Schlemmer. Doch unterscheiden sich Grewenigs Attrappen in ihrer Art wesentlich von den Schreckgebilden der großen Pessimisten seiner Zeit. Seine Bilder sind heiter und anmutig. Sie besitzen etwas von unbeschwertem Spiel, einem Masken- und Versteckspiel, wie sie auch in den Farben leicht, heiter und klingend sind. Vor allem aber entsprechen diese vorfabrizierten, menschlichen oder auch tierischen Formen angenäherten Gebilde aufs beste den Gestaltungsvorstellungen des Künstlers. Sie liefern ihm die Motive seiner Kompositionen mit ihren einfachen Formübereinstimmungen. Stilistisch sind diese Bilder den expressiven Frühwerken gegenüber eine Steigerung. Noch deutlicher, nicht mehr behindert durch die Ansprüche eines erzählenden Themas, tritt auf ihnen eine rhythmische Übereinstimmung der Elemente hervor. Sie sind fest und leicht gefügt. Die sich wiederholenden, mit schlichten Umrißzügen verstärkten Flächenformen schließen sich sicher und übersichtlich teils durch Reihung, teils durch aus der Bildmitte quellenden Bewegungen zum Bildrechteck zusammen.

Bei diesen Bildern tritt die Eigenart der Grewenigschen Kunst, das Erfinden von göltigen Zeichen, besonders deutlich hervor. Die Papp-Torsi der Schaufensterpuppen ähneln mit ihren vereinfachten Ausbuchtungen an Hüften und Schultern nicht von ungefähr der „Geigenform“ frühzeitlicher Menschenbilder, sie haben wie diese Symbolcharakter, genau so wie die auf den

Bildern vorkommenden einfachen Zeichen für „Fisch“ oder „Vogel“. Es ist übrigens die Wahl der Attrappe statt des lebenden Vorbildes ein Kunstgriff, um mit dem leichter manipulierbaren, schon in seinem realen Vorkommen zeichenhaft vereinfachten Gebilde freier komponieren zu können als mit dem durch individualistische und ethische Assoziationen komplizierten Menschen selbst. Ja, es ist eigentlich die nackte Attrappe die uns verbliebene legitime Möglichkeit zur Darstellung, nachdem die älteren Begründungen des Themas, die „badende Diana“ des Klassizismus und das „weibliche Modell im Atelier“ des bürgerlichen Realismus, ihre Brauchbarkeit verloren haben.

Eine Meisterleistung aus dieser Zeit ist das Bild „Attrappen“ (1931), das bei der durch Grewenigs Initiative zustande gekommenen letzten großen Ausstellung saarländischer Kunst vor 1933, der saarländischen Sonderschau im Rahmen der „Großen Berliner“ 1932 die verdiente Beachtung gefunden hat. Diese Periode einer geistreichen Variation zum Thema *l'art pour l'art* fand mit der Umsiedlung des Künstlers nach Trier ihr Ende.

Die Bilder der Trierer Vorkriegs-, Kriegs- und ersten Nachkriegszeit sind so etwas wie ein lyrisches Intermezzo im Werke Fritz Grewenigs. Er kehrte zum Natürlichen zurück in seiner liebenswertesten Erscheinung: Seine Themen sind Kinder und Blumen. Die Motivvereinheitlichung gewinnt wieder unmittelbaren inhaltlichen Bezug. Das anmutig Kreatürliche wird in seiner Einheit geschildert in weich schwellenden, schlicht geformten Flächen. Etwas wie organisches Zellenwachstum überzieht und füllt die Bildfläche. Meist sind es Mohnblumen, deren naive Einfachheit ebenso gut zu dem Rund der kindlichen Formen paßt, wie ihr unkompliziertes Rot der sanften Heiterkeit der Bildstimmung entspricht. Bezeichnend ist für diese Bilder auch, daß die Präzision der Grewenigschen Umrißzüge hier einer schummrigen Weichheit Platz gemacht hat. Die Blumen- und Kinderbilder haben etwas Privates, sie sind wie ein Sich-Zurückziehen in friedliche Gefilde, und sie mögen für den Künstler eine Art von Zuflucht aus dem Unfrieden und der Gefahr jener niederträchtigen Jahre gewesen sein.

Die bisher letzte Stilform der Bilder Grewenigs, der seit den Fünfziger Jahren entstandenen, schließt an die der Saarbrücker Zeit an, zeigt aber in Inhalt und Form Unterschiede, die als Ergebnis einer energischen Weiterentwicklung anzusehen sind.

Wieder wird die Bildfläche gegliedert, geteilt und zusammengefaßt von starken Umrißzügen. Doch haben diese eine noch größere Festigkeit gewonnen, sogar eine Selbständigkeit gegenüber den von ihnen begrenzten Flächenformen, so daß sie gelegentlich den Charakter von ornamentalen Liniennrhythmen annehmen. Sie verbinden sich deutlich zu einem gerüstartigen Gefüge, und ihr Duktus bestimmt als Motivgrundlage die Art der Bildstruktur. Doch entsteht dabei nicht die Wirkung plakatarig vereinfachender Montage, einer in das Liniengitter eingepaßten Flächigkeit. Vielmehr haben die Bilder hohen, echt malerischen Wert, denn der strukturelle Gegensatz zwischen dem Liniengerüst und den umrissenen Flächen ist durch reiche Abstufung der Farbmaterie zum Dunkel der Umrisse hin aufgehoben und übergeleitet. Die hier vorgenommene Vereinfachung ist alles andere als Verarmung. Der Grewenigsche Spätstil, wie man ihn wohl nennen kann, hat seinen Ursprung in der reif gewordenen Vorstellung, die den Künstler dazu befähigt, das, was er sagen will, einfach zu sagen.

Es wird dem verständnisbereiten Betrachter in diesen Bildern eine Vor-

stellungswelt vorgeführt, die harmonisch, einheitlich und durch und durch sinnvoll gegliedert ist. Es nähert sich die Funktionsrichtigkeit der ineinandergreifenden Elemente einer überzeugenden Glaubhaftigkeit, so daß man gleichsam in ihren Mechanismus blicken kann. Dabei entsteht aber nie der Eindruck des rezeptmäßig billig Gemachten. Vor jeder manieristischen Oberflächlichkeit wird der Maler durch die Echtheit seines Erlebnisses geschützt, das nach wie vor Schaffensanlaß geblieben ist.

Der Malstil Professor Grewenigs hat eine unverkennbare Ähnlichkeit in der Wirkung mit der Struktur der Glasmalerei. Nicht zufällig, denn es ist der Kompositionsvorgang beim Glasfensterentwurf der gleiche wie der bei der Malerei Grewenigs. Der Künstler hat übrigens diese seine Begabung für das Fenster erkannt und hat sich wiederholt mit Entwürfen für Glasmalerei beschäftigt. Die Auftraggeber allerdings verstanden es bis jetzt kaum, diese Begabung zu nutzen. Es ist wohl bisher bei dem einen Fall, den vorzüglichen Fenstern in der wiederhergestellten Paulskirche in Trier geblieben. Auch die farbige Anlage der Bilder erinnert an die der Glasmalerei: Sie wird aus einem ähnlichen Vorgang der verarbeitenden Zusammenfassung gewonnen wie die formale Struktur. Ein Gesamtfarbklang herrscht als Grundmotiv. Die Töne dieses klaren Akkordes — man ist geneigt zu sagen: G-Dur! — sind in vereinheitlichender Wiederkehr über die Fläche zellenartig ausgebreitet. Doch wird auch im Bereich der Farbe plakartiger Schematismus vermieden durch eine reiche Nuancierung der anspruchsvoll dargebotenen Farbmaterie.

Die Themen dieses Spätstiles schließen zum Teil an die der Saarbrücker Zeit an. Häufig sind es wieder künstliche Dinge, Schaufensterpuppen und Masken. Als Ergänzung finden sich jetzt auch Schaubuden, Plakatwände und Litfaßsäulen. Ein neues, ergiebiges Thema hat Grewenig in der Erscheinungen industrieller Anlagen gefunden. Der Sohn des Industriereviere ist aber nicht zu einem Schilderer der Industrielandschaft geworden in der Art der seit dem Beginn des technischen Zeitalters wiederholt unternommenen Versuche, die Phänomene der von den Menschen verwandelten Welt in die Schablone alter Bildthemen einzupassen, das heißt also, den Dampf der Maschinen als Variation der Wolken am Himmel, die Schlackenhalde als Gebirgskulisse und die Hochofenabstiche als Vulkanausbruch darzustellen. Auch will er nicht die Dämonie der von Zauberlehrlingen freventlich entfesselten Monstren schildern, nicht die tragische Last der in den Gang der Räder eingespannten Arbeitsklaven, noch die pathetische Gestik kühner Bezwiner der Elemente. Vielleicht war ihm der Anblick der industriellen Realität von Kind auf zu vertraut, als daß er auf den Gedanken der Romanisierung oder Dämonisierung hätte verfallen können. Sicher ist das Thema der Industrieanlagen vornehmlich wegen des oben genannten „quod erat demonstrandum“ gewählt. Es besteht eine weitgehende Verwandtschaft zwischen der Grundvorstellung des Künstlers vom Bildbau und dem Aufbau eines technischen Gebildes. Grewenigs Künstlerbegabung, so fern aller Freude am Ungefährten, am Gewährenlassen des Zufälligen, am hintergründig Unkontrollierbaren, so sehr darauf bedacht zu planen, zu gliedern und zuzuordnen, diese Begabung eines Organisators ist fast eine Ingenieurbegabung. Selbstverständlich entsteht bei ihm nicht realer technischer Bestand. Seine „Walzwerke“, „Bessemerbirnen“ und „Hochöfen“ sind keine technischen Zeichnungen, die etwa als Anschauungsmaterial für Lehrlinge technischer Berufe verwendbar wären. Das Ordnungsprinzip, das die Bilder

aus Teilen von präziser Funktionsrichtigkeit zusammenfügt, ist nicht das Kalkül des Technikers, sondern die gestaltende Logik des Künstlerischen. Die Elemente technischer Gebilde, das stabile Gitterwerk des Gestänges, die Rechtecke der Mauern, die Dreiecke der Dächer und Halden, die Feuerkreise der Abstiche werden zu Farb-Formmotiven, die sich in rhythmischer Wiederholung und im Wechsel von Kontrast und Vereinheitlichung übersichtlich und einleuchtend zum Bildrechteck zusammenschließen. Wie von jeher bei Grewenig, ja hier besonders deutlich, haben die Formmotive den Charakter von Zeichen. Sie sind unmißverständlich lesbar und zugleich geeignet, ohne den geringsten Rest ins Bildgefüge aufzugehen.

Grewenig benötigt nicht die Übersteigerung der Geste, die noch aus Menzels „Walzwerk“ eine „Schmiede des Vulkan“ macht, um uns den Rhythmus der Arbeit glaubhaft zu machen. Das Ineinandergreifen der Formen auf seinen Bildern, das stetige Weiterleiten der Motive erweckt die Vorstellung eines geordneten, überwachten Vorganges. Seine Industriebilder kennen keinen Kampf des Menschen mit seinen mechanischen Helfern, keinen Sieg und kein tragisches Unterliegen. Grewenigs Industriegebilde sind vom Menschen gemachte und von seiner Einsicht beherrschte, gefügte Dinge. Sie sind geeignet, von heiterer Arbeitsfreude zum Menschenwerk verwendet zu werden, zum Kunstwerk also, genau so wie sich die Schaufensterpuppen ohne Dünkel und Prüderie als Bildmotive zusammenfinden.

Eine andere Gruppe der Gemälde der letzten Zeit stellt Dinge dar, die als „Fundstücke“ bezeichnet werden können, gesehene Erscheinungen der Wirklichkeit, die schon als Ganzes Greweningschen Bildern ähnlich sind. Ihr Umriss ist schon dem Bildrechteck verwandt und ihr Innenaufbau besteht aus einheitlichen Formmotiven. Diese „Baumstümpfe“ und „Plakate“ sind als gewählte Themen Beweis für die im Grunde naive und unmittelbare Arbeitsweise des Künstlers, dessen künstlerische Vorstellung nun, nach Jahrzehnten des Reifens, so schlicht und sicher geworden ist, daß er die Erscheinungen der erlebten Wirklichkeit ohne viel Umstände mit ihr zu identifizieren vermag.

Es wäre übrigens voreilig, bei einem so schaffensfrohen Künstler wie Fritz Grewenig gleichsam retrospektiv von seiner augenblicklichen Arbeitsweise als von dem abschließenden Altersstil zu sprechen. Ja, es könnten gewisse Erscheinungen seiner letzten Bilder als Wendung zu neuer Entwicklung angesehen werden: Es könnte wieder, wie nach der Saarbrücker Periode, auch jetzt auf die kühl geplanten Kompositionen Lyrisches folgen.

Überblickt man die gesamte Leistung, so fordert sie zu Erstaunen und Bewunderung auf. Sie ist in ihren Ausmaßen möglich geworden durch eine Kraft, die allem Tun des Künstlers Stärke und Wärme gegeben hat, seiner Tätigkeit als Lehrer, Organisator und Maler. Sie hat es ihm auch möglich gemacht, den schweren Rückschlag, der das Leben eines anderen getrübt oder gar zerbrochen hätte, fest und unbeirrt zu überwinden. Diese Kraft hat ihren Ursprung in der völligen Übereinstimmung des Denkens und Tuns. Die klare Vorstellung ordnenden Planens konnte ebenso von dem Pädagogen verwirklicht werden wie von dem schaffenden Künstler. Sie ist der Quell seiner Arbeitslust und seiner Zuversicht.

Sein Heimatland sollte stolz auf ihn sein.

Biographische Daten:

Professor Fritz Grewenig

- 1891 in Heusweiler geboren
 - 1909/11 Ausbildung im väterlichen Atelier
 - 1911/13 Unterricht bei Richard Wenzel, Saarbrücken
 - 1913/14 Studium an der Königlich-Sächsischen Akademie, Dresden (Professoren: Wehle, Sterl, Richard-Müller, Gußmann, Zwischer)
 - 1914/15 und 17/18 Militärdienst
 - 1917 erste Kollektivausstellung bei van Hees, Saarbrücken
 - 1918 Einrichtung des Ateliers Roonstraße, Saarbrücken
 - 1919 Organisation und Beteiligung bei der „Exposition Franco-Sarroise“ (veranstaltet von Militärregierung, Handels- und Handwerkskammer)
 - 1920 zweite Kollektivausstellung bei van Hees, Saarbrücken
 - 1920/21 Fortsetzung des Studiums in Dresden
 - 1922 Errichtung einer Privatkunstschule in Saarbrücken
 - 1922 Organisation der ersten großen saarländischen Kunstausstellung (Jury: Museumsdirektor Dr. Schäfer, Köln)
 - 1923 Veröffentlichungen in „Jahrbuch junger Kunst“, „Cicerone“ und „Kunstchronik“. Ausstellungsbeteiligung in Zürich
 - 1924 Berufung als Leiter der Staatlichen Schule für Kunst und Kunstgewerbe, Saarbrücken
 - 1925 Professorentitel
 - 1926 Ernennung zum planmäßigen Direktor der Staatlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule und des Staatlichen Museums für neue Kunst
 - 1927 1. Vorsitzender des Verbandes Bildender Künstler Deutschlands, Sektion Saargebiet
 - 1932 Ausstellungen bei: Galerie Flechtheim (Berlin und Düsseldorf), Große Düsseldorfer, Reckendorfsches Haus, Nierendorf (Berlin), Jahresausstellung Essen, Große Berliner (im Rahmen der saarländischen Sonnerschau 1932). – Besprechungen und Veröffentlichungen: Berliner Illustrierte und „Omnibus“ (Flechtheim, Berlin)
 - 1933 als Vorsitzender des Künstlerbundes abgewählt
 - 1934 in Düsseldorf und Kaiserslautern als „entartet“ zurückgewiesen
 - 1935 von Reichskommissar Bürkel entlassen
 - 1936 Auflösung der Schule und des Museums
 - 1936 kommissarisch Leiter der Mosaikklassse der Trierer Werkschule
 - 1940 Wiederaufnahme ins Beamtenverhältnis
 - 1945 Wiederaufbau des Gebäudes und des Unterrichtsbetriebes der Trierer Schule, Gesamtleitung der Schule bis 1948
 - 1947 Kollektivausstellung bei Theisen, Trier
 - 1950 Berufung an die Landeskunstschule Mainz
 - 1953 Kollektivausstellung bei van Hees, Saarbrücken
 - 1956 Versetzung in den Ruhestand, jährliche Ausstellungen in Trier
 - 1963 Beteiligung an der Jubiläumsausstellung in Luxemburg
 - 1964 Veröffentlichungen: „Industrielandschaft“ als farbiges Titelbild der Zeitschrift „Der Gewerkschaftler“ (IG-Metall) und Aufsatz über Industriebilder in „Der Anschnitt“ (Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau, Bochum.)
- Bilder von Professor Grewenig befinden sich außer in der Bundesrepublik Deutschland in der Schweiz, in Frankreich, Israel, USA, Jugoslawien und Holland.

MITARBEITER

Erich Nolte, Verleger,
Saarbrücken 3, Rentrischer Straße 3

Carl Büch, Kaufmann i. R.,
Gersweiler, Hauptstraße 54

Wilhelm Keiling,
Saarbrücken 3, August-Klein-Straße 7

Dr. René Springer,
Saarbrücken, Feldmannstraße 97

Studienrat Rudolf Saam,
Dudweiler, Richard-Wagner-Straße 72

Dr. Robert Hahn,
Saarbrücken 1, Am Lulustein 1

Prof. W. H. Recktenwald,
Saarbrücken 3, Guerickestraße 68

Oberstudienrat Walter Schmeer,
Schafbrücke, Kaiserstraße 38

REDAKTIONSAUSSCHUSS

Prof. Dr. Adolf Blind, ordentl. Professor an der Rechts- und
wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt

Rudolf Bornschein, Museumsdirektor
Saarbrücken, Mainzer Straße 67

Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3

Edmund Haßdenteufel, Beigeordneter, Stadt Saarbrücken

Dipl.-Ing. Dieter Heinz
Saarbrücken, Spichererbergstraße 73

Kurt Hopstädter, Eisenbahnamtman
Fürth i. O.

Dr. Hanns Klein, Stadtarchivar
Wellesweiler, Bergstraße 29

Dr. Joachim Kopper, außerplanmäßiger Professor an der Phil. Fakultät
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 12

Dipl.-Ing. Dr. Hans Krajewski, Beigeordneter
Saarbrücken, Rotenbühlerweg 49

Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde,
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege i. R.
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11

Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen

Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat i. R.
Saarbrücken, Elisabethenstraße 13

Prof. Dr. Eugen Meyer, ordentl. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 14

Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, ordentl. Professor an der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Gaußstraße 74

Prof. Dr. G. Rathjens, ordentl. Professor an der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Hellwigstraße 19

Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Hochschule für Musik
Saarbrücken, Guerickestraße 68

Willi Reinkober, Verwaltungsdirektor
Saarbrücken, Obersteiner Straße 24

Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth
ordentl. Professor an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 12

Dr. Günther Stark, Intendant a. D.
Rentrish, Dudweilerstraße

Dr. Peter Volkelt, Kustos
Saarbrücken, Heinrich-Böcking-Straße 23

Peter Zenner, Direktor der Kath. Pädag. Hochschule und Stadtschulrat a. D.
Saarbrücken, Hindenburgstraße 63

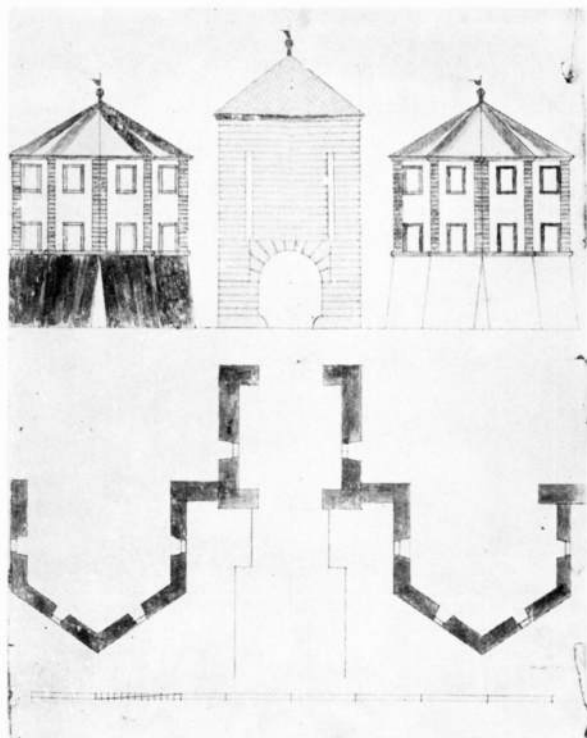


Abb. 1 Grundriß des Obertors mit den beiden Bastionen von 1740 (wurde nicht in dieser Form ausgeführt). Staats-Archiv Koblenz Abt. 22 Nr. 2905.



Abb. 2 Das Obertor mit den beiden überbauten Bastionen vor 1772 (Ausschnitt aus einer Bleistiftzeichnung). Leihgabe des Hist. Vereins f. d. Saargegend im Saarland-Museum. Foto: Dieter Heinz

Abb. 3 Die rechte Bastion des Obertores als Geschäfts- und Wohnhaus ausgebaut, vor 1900. (Aus: Kloevekorn, Saarbrückens Vergangenheit im Bild, nach einem Foto des Hist. Vereins.

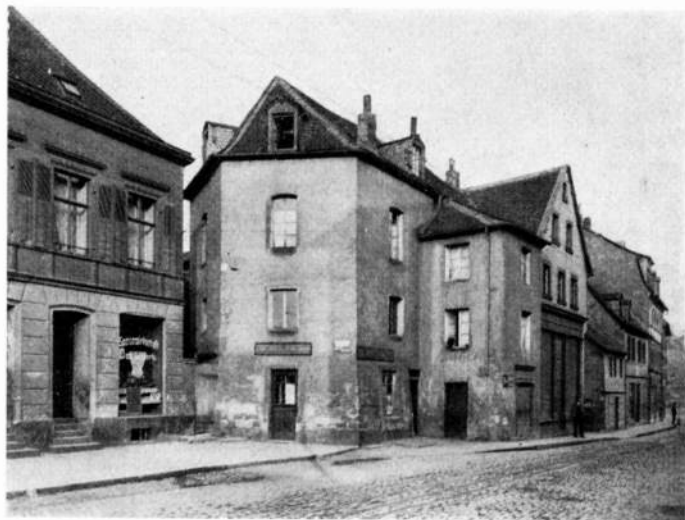


Abb. 4 Plan der überbauten rechten Bastion des Obertores vor dem Abbruch 1910 (aus: Zimmermann, Die Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Saarbrücken S. 204).

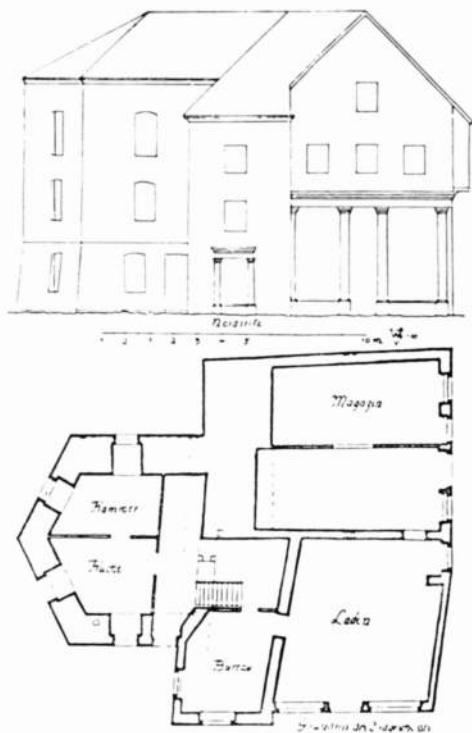




Abb. 5 Haus Ecke St. Johanner Markt/Kronenstraße (links im Bild), in dem 1738 die „neue Fleischbank der St. Johanner Metzgerzunft errichtet wurde. 1863 umgebaut. (Vgl. dazu die Abb. 11–12).



Abb. 6 u. 7 Altes Fachwerkhaus in St. Johann (Obertorstraße/ Türkenstraße) vor 1700, im alten Stil 1938 wieder hergestellt.

Fotos: Erich Nolte

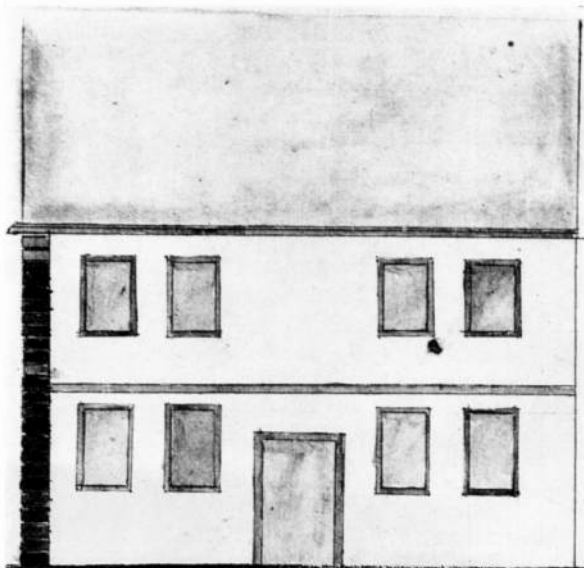
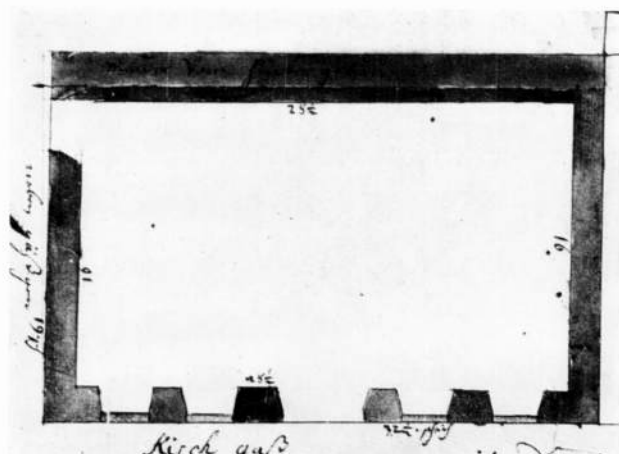


Abb. 8 Ansichtsskizze und Grundriß des Hauses Ev. Kirchstraße Nr. 4 zu St. Johann, erbaut 1738 von dem Drei-Königswirt Anton Kleber. Im letzten Krieg zerstört. (St.A. Kobl. Abt. 22 Nr. 2905.)



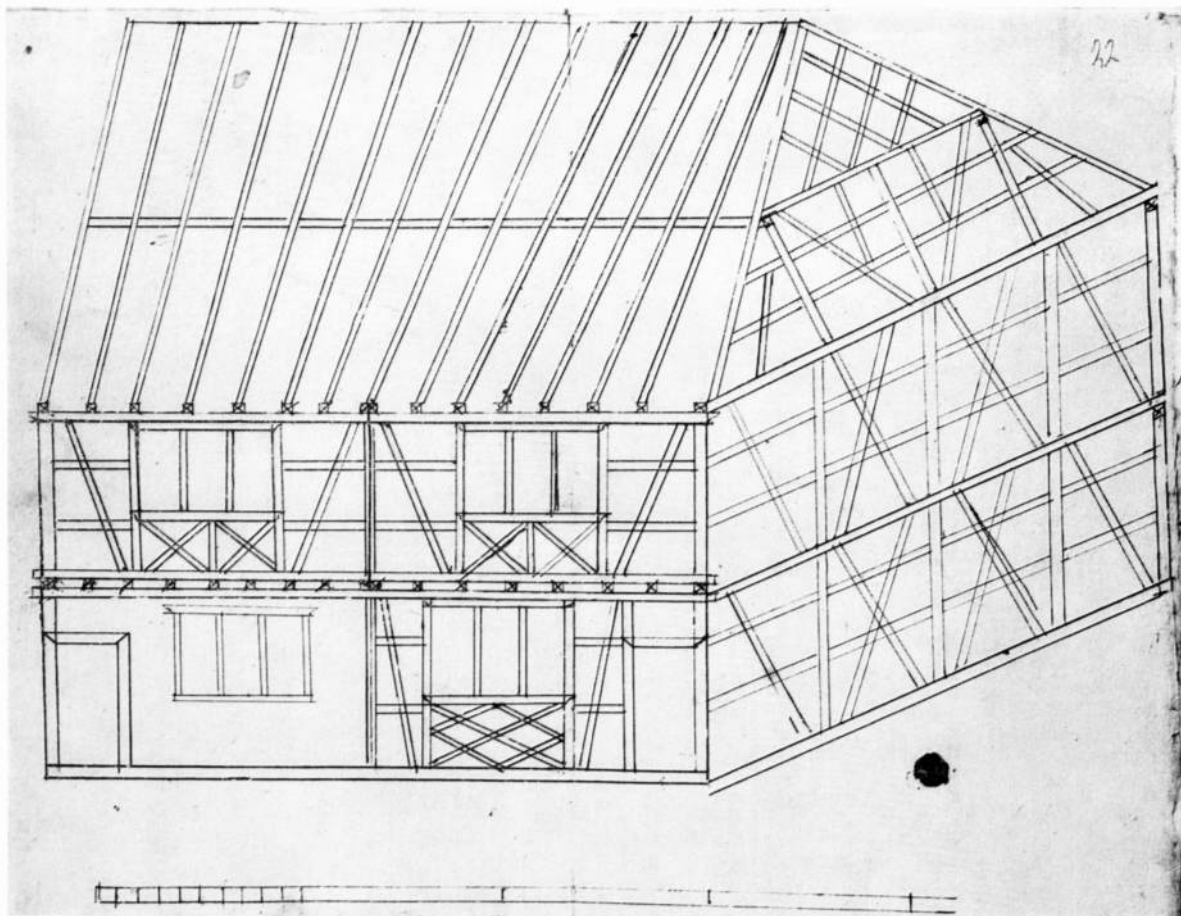


Abb. 9 Plan eines Fachwerkhauses zu St. Johann von 1738. Standort unbekannt. (St.A. Kobl. Abt. 22 Nr. 2905.)

Abb. 10 Grundriß zu einem Hausbau des Metzgers Nickel Müller von 1738, heutige Ev. Kirchstraße Nr. 6. In den Räumen links erkennt man die Einrichtung für die Metzgerei. Das Haus steht in äußerlich etwas geänderter Form heute noch. (St.A. Kobl. Abt. 22 Nr. 2905.)

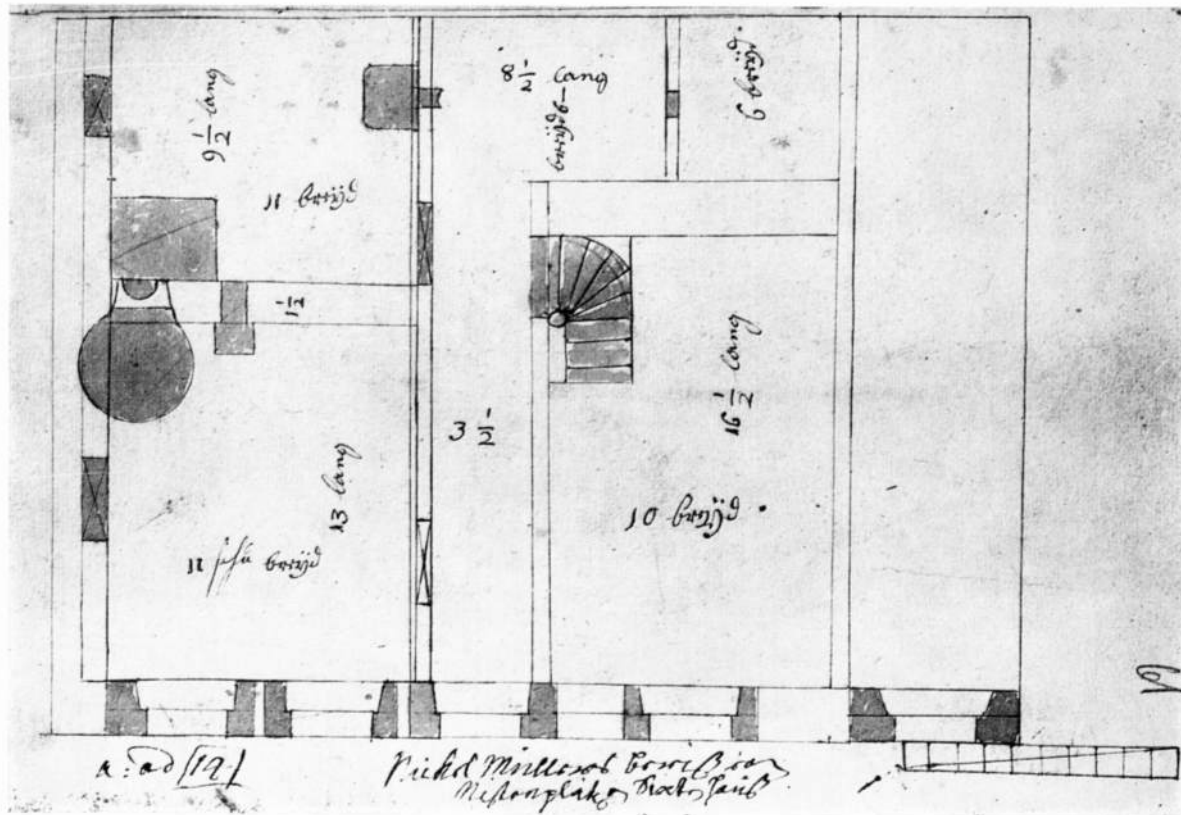


Abb. 11 u. 12

Grundriß und Ansichtsskizze der „neuen Fleischbank“ der St. Johanner Metzgerzunft von 1738 (Ecke St. Johanner Markt/ heutige Kronenstraße, damals Kirchgasse genannt), ehemals das Duplessische Haus, wohl um 1680 erbaut. St.A. Kobl. Abt. 22 Nr. 2905). Vgl. dazu Abb. 5, die das heutige Aussehen des Hauses zeigt.

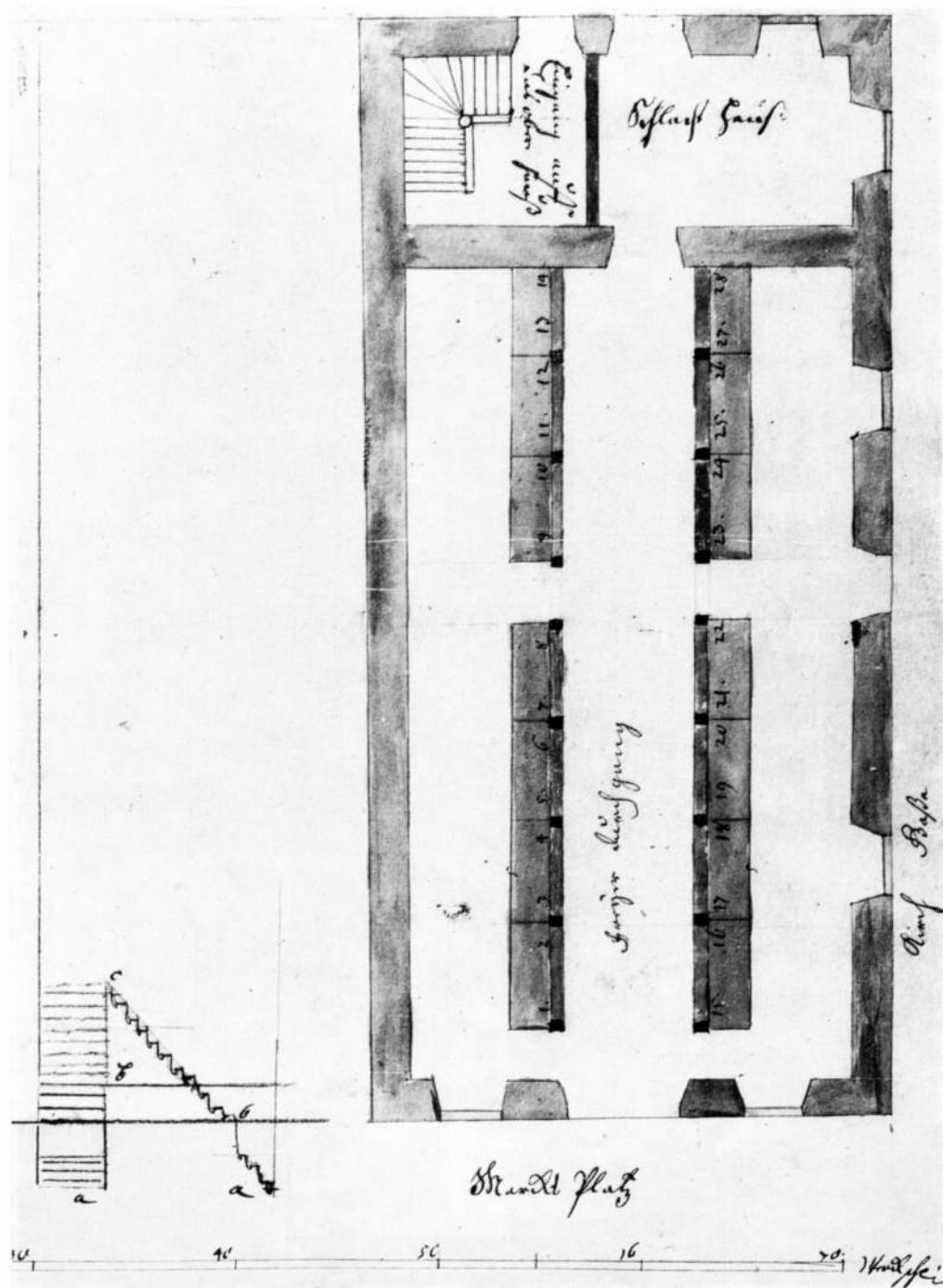
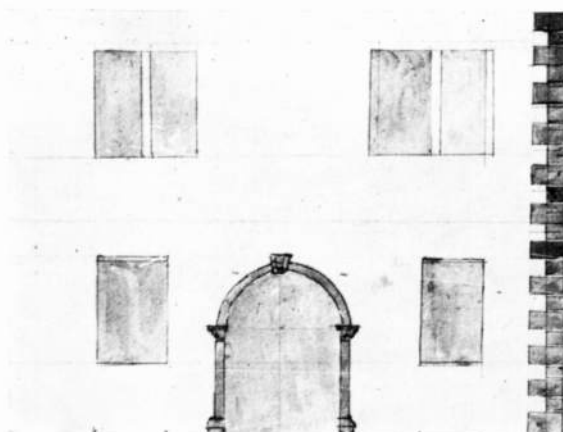


Abb. 13
Plan eines besseren Bürger- oder Beamtenhauses in St. Johann um 1738. Standort unbekannt. (St.A. Kobl. Abt. 22 Nr. 2905.)

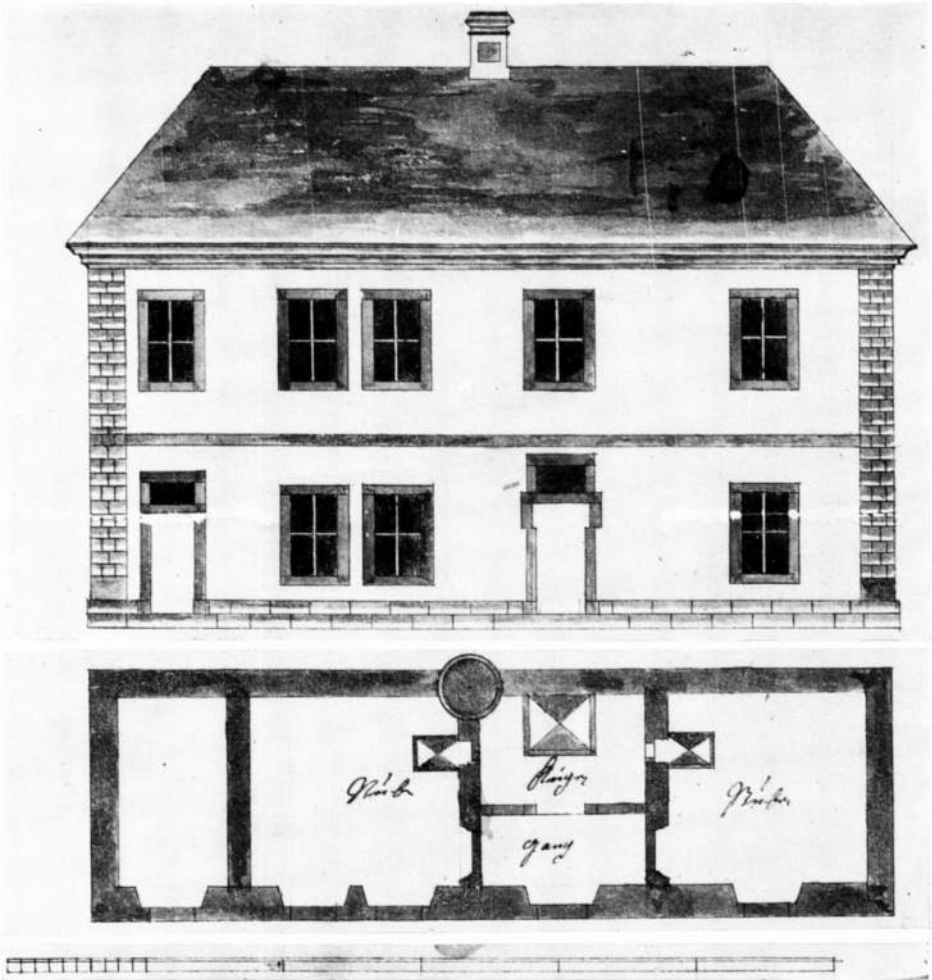
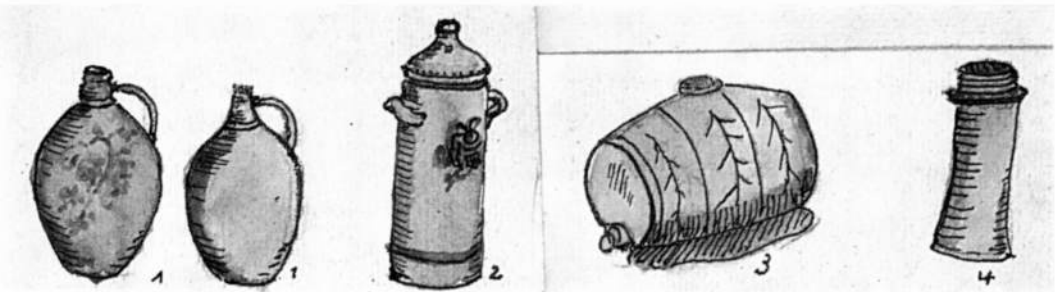


Abb. 14
Der auf dem Speicher eines alten Krugbäckerhauses in Krughütte 1952 gefundene Steinkrug mit Inschrift
Zeichnung C. Büch



Abb. 15 1 Bauchkrüge, 2 Butterfaß, 3 Essigfaß, 4 Deichel (Wasserleitungsrohr)

Zeichnung C. Büch



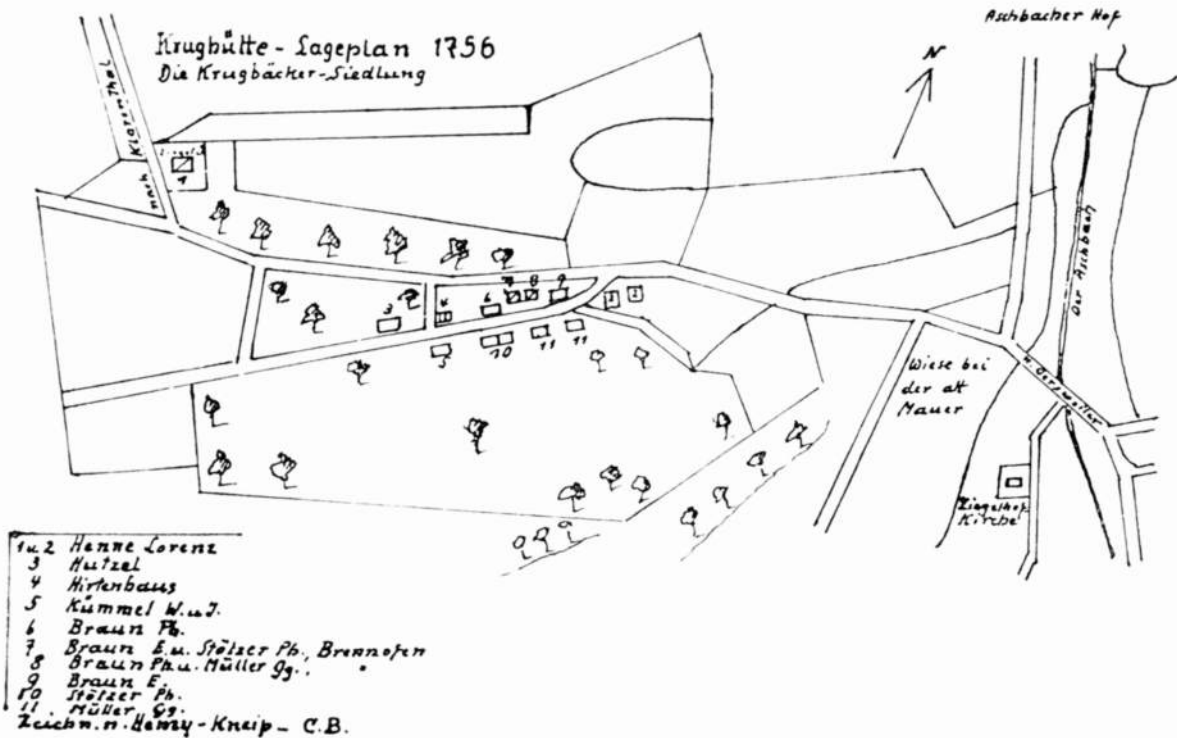


Abb. 16

Abb. 17 Die Aschbachkirche vor der Zerstörung im Jahre 1963. Da stand nun dieses, den Jahrhunderten trotze kleine Bauwerk, die sogen. Aschbachkirche bis die heutige Gersweiler Dorfverwaltung sich einfallen ließ, es zu vernichten. Zeichnung C. Büch





Abb. 18 Die Aschbachkirche, das sogen. Pestlazarett aus dem 30jährigen Krieg, welche die Verwaltung der Gemeinde Gersweiler (Saar) ohne ersichtlichen Grund zerstörte, als Ruine.

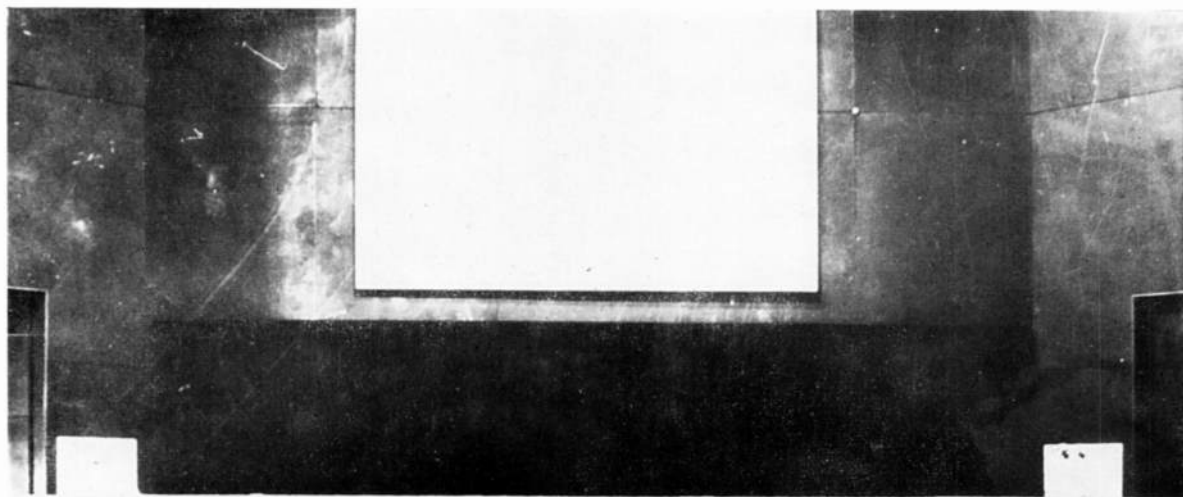
Beim Kauf, 12 Jahre zuvor, schrieb die Gemeinde in einer Denkschrift darüber u. a.: Dieser Heimatfleck verdient unsere volle Aufmerksamkeit, unsere ganze Anteilnahme, unsere behütende Liebe und verlangt in sichtbarer Weise der Vergessenheit entrissen zu werden.

Zeichnung C. Büch



Abb. 19 Besuch des Gouverneurs Grandval im Landeskrankenhaus Homburg anlässlich der Eröffnung der Hochschulkurse am 28. Januar 1946. Vorderste Reihe (von links nach rechts): Lt.-Colonel Hoen, adjoint du Colonel Springer, Prof. Orth, Gouverneur Grandval, Colonel Springer. Zweite Reihe: Provis. Verwalter Gregorowitsch, Reg.-Präsident Dr. Neureuther. Letzte Reihe: Präfekt Kunz (halbverdeckt sichtbar) mit dem Adjutanten des Gouverneurs Lefranc.

Abb. 20 Gründunginschrift des Homburger Hochschulinstituts von 1947 in der Homburger Aula. Die Inschrift ist heute nicht mehr vorhanden.



ANNO DOMINI MCMXLVII OCTAVO DIE MARTII MENSIS
 PRAESENTIBUS MAGISTRO MILITUM KOENIG PROCONSULE GRANDVAL PRINCIPE SEPTEMVIORUM REGIONI SARAVI
 FLUMINIS ADMINSTRANDAE MUELLER VIRO MAGNIFICENTISSIMO DONZELOT RECTORE UNIVERSITATIS
 NANCIAE Hominibus Illustrissimis et Gentis FRANCISCAE ET REGIONIS SARAVI FLUMINIS
 VIR EXCELLENTISSIMUS MARCELEDMOND NAEGELN MAGISTER ARTIUM LITTERARUMQUE FRANCISCUS
 INAUGURAVIT IN OPPIDO HOMBURG HANC AEDEM STUDIIS OMNIUM LITTERARUM DEDICATAM.



Abb. 21 Die Aula des Landeskrankenhauses Homburg (Saar), nach einem Foto von 1930 aus dem Archiv des Städtischen Kulturamtes Homburg.



Abb. 22 Fritz Grewenig, Ölbild „Meine Mutter“, 1916.

Foto Hirsch



Abb. 23 Fritz Grewenig, Aquarell 0,55 x 0,70 m „Meine Töchter im Mohnbeet“, 1936 Foto Thömmes

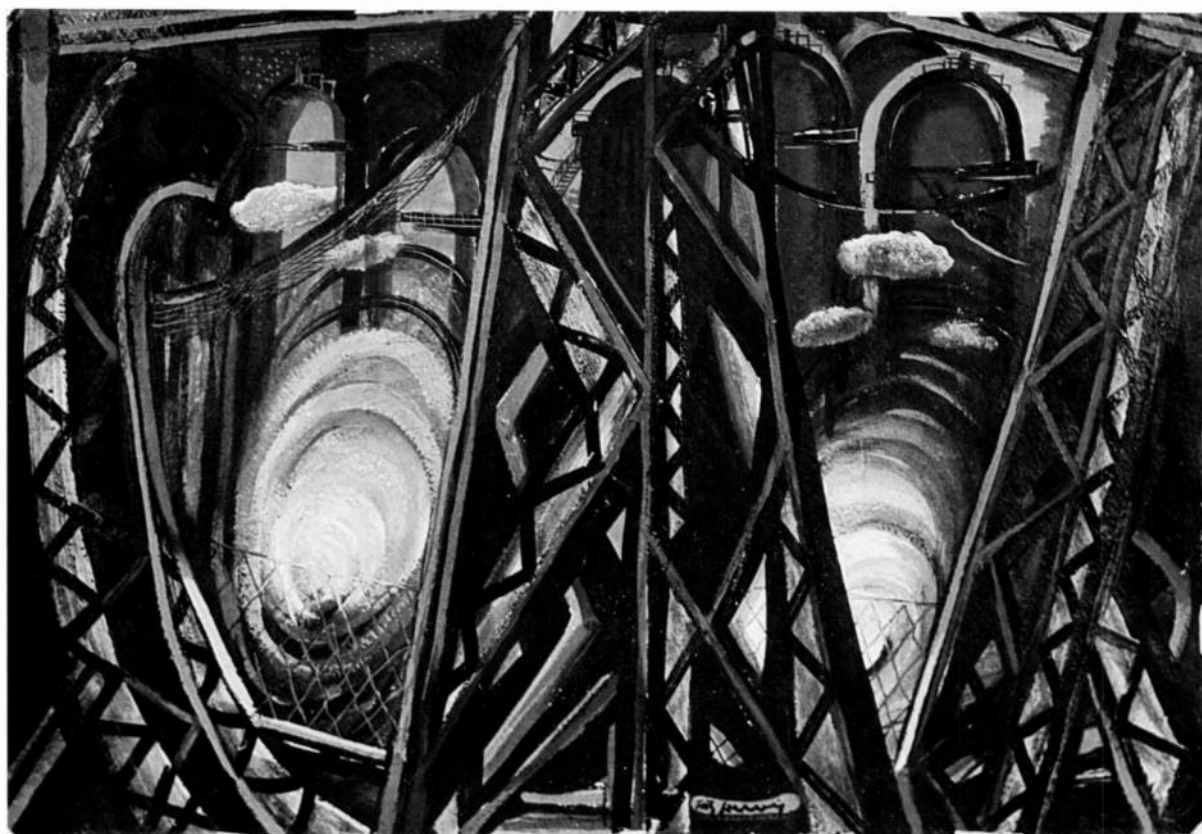


Abb. 24 Fritz Grewenig, Gouache 0,55 x 0,75 m.

Foto Weiland

Abb. 25 Fritz Grewenig, Ölbild 0,75 x 1,02 m „An der Burbacher Hütte“, 1963–1964.

Foto Weiland



